

DEUTSCHE
JLLUSTRIERTE
Stuttgart, 19. Oktober 1957 · Nr. 42 · Preis 50 Pf. Österreich S. 4.-
Der Roman
der verlorenen Kinder:
Die
Schlinge
New Yorks schönste
Neger-Mannequins
Bericht in diesem Heft
Zum erstenmal fotografiert:
Franco
ganz privat
Ein Lächeln aus Paris -
Geneviève Zanetti
Ein bißchen keck, ein bißchen hintergründig – so wie eine Pariserin eben lächelt. Die rotblonde Geneviève wurde in diesem Jahr zur schönsten Frau Frankreichs gewählt

Das sind die Star-Mannequins von Harlem! *In New Yorks Negerviertel ist in den letzten Jahren eine neue Industrie groß geworden, die „Schwarze Haute Couture". Amerikas farbige Bevölkerung richtet sich nicht mehr nach den Modekönigen von Paris, Rom, London oder New York, sondern nach den Vorschlägen und Entwürfen der sogenannten „NAFAD", einer Modeorganisation, der dunkelhäutigen Modeschöpfer aus Harlem. 1951 trat die „NAFAD" im New-Yorker Waldorf-Astoria-Hotel erstmals öffentlich in Erscheinung – und wurde viel belächelt. Heute ist die „Schwarze Haute Couture" eine Macht.*



Zweitausend Zuschauerinnen *klatschten begeistert, als die „Schwarze Haute Couture" in der größten protestantischen Kirche von Harlem, der „Abbysinian Baptist Church", ihre Herbstkollektion 1957 vorführte. Ein Orchester im Hintergrund spielte dezente Wiener Kaffeehausmusik. Die gezeigten*

Neger machen Mode

Wir nähen unseren Rock alleine

In Amerikas Südstaaten kämpft ein Gouverneur gegen die Einführung der Rassengleichheit. Negerkindern wurde in der Stadt Little Rock der Zutritt zu einer „weißen" Schule verwehrt. Diese schreiende Ungerechtigkeit ist nur in den Südstaaten möglich. Im toleranteren Norden der USA machen viele weiße Frauen sogar die Mode mit, die schwarze Modeschöpfer für 1957 kreierten.



Modelle waren originell und trotzdem tragbar. Die Pariser Sack- und Spindellinie macht die „NAFAD" nicht mit. Bei den Negern Amerikas sind in diesem Winter Kleider nach altassyrischen, altchaldäischen und altägyptischen Vorbildern modern.



Und die Negermama?

Die singt auch längst keine uralten Lieder mehr, sondern kleidet sich nach letztem Schrei. Die „NAFAD" hat sogar bereits einige „weiße" Modeschöpfer angeregt.

Zum erstenmal privat fotografiert: Spaniens Staatschef General Franco

General Francos heimliche Leidenschaft in Stunden der Muße: Malen. Dieses Stilleben, eine Kopie, ist sein Meisterwerk.

Opas Macht hat Grenzen

Mit der Kamera belauscht: Die schwache Seite eines starken Mannes

Da steht der Staatschef machtlos vis-à-vis





Lieblingsenkel Francisco will durchaus nicht spazierengehen.



Franco versucht begütigend, den Dreijährigen zurückzuhalten,



Francisco: „Nein, ich möchte im Kinderzimmer spielen!“



Opa Franco resigniert lächelnd: „Komm bald wieder, Kleiner!"



Letzte Urlaubstage *im Park seines Sommerpalastes „Paso de Meiras", der in der nordspanischen Provinz Galicien liegt. 20 Jahre lang, seit seiner Machtergreifung, hatte sich der Caudillo beharrlich geweigert, sich als Privatmann im Kreise seiner Familie fotografieren zu lassen. Jetzt erst, kurz vor seiner Rückkehr nach Madrid, gab er sein Einverständnis. Vorn: Francisco; Madame Franco mit der einjährigen Maria del Mar auf dem Arm; die sechsjährige Maria del Carmen; die fünfjährige Maria de la O. mit lustiger Zöpfchenfrisur.*

In der Privatkapelle *des 600 Jahre alten Schlosses halten Franco und seine Gattin täglich mehrmals Andacht. Franco ist ein strenger Katholik, einer der drei lebenden Träger des vom Papst verliehenen Christusordens. Seine enge Bindung zur Kirche hat ihn vor dem Größenwahn anderer Diktatoren bewahrt. Die reibungslose Wiedererrichtung der Monarchie in Spanien wird in naher Zukunft seine wichtigste und schwierigste staatspolitische Aufgabe sein.*

Der Diktator betet für Spaniens Zukunft



Er behielt die Nerven *Der Polizeimeister vom 12. Stuttgarter Revier, Otto Hekeler, kam vom Nachtdienst und wollte mit der Bahn nach Hause fahren. Auf dem Bahnhofsvorplatz von Stuttgart-Cannstatt hörte er den furchtbaren Krach des Zusammenstoßes und die verzweifelten Schreie der Verletzten und der Sterbenden. Er lief im Laufschritt zum nächsten Telefon und alarmierte das Rote Kreuz, die Polizei und die Feuerwehr. Er verpflichtete alle Fahrer von Privatwagen, die er anhalten konnte, sofort Verletzte in das nächste Krankenhaus zu transportieren. Seinem schnellen Handeln verdanken sehr viele ihr Leben.*

Der Zug

Das war einer der schwärzesten Tage der Bundesbahn seit Kriegsende: Im dichten Nebel wartete auf Gleis 2 der verspätete Vorortszug Nr. 1414 auf das Abfahrtssignal. „Der Zug 1414 ist ausgefahren", sagte ein Beamter des Stellwerkes I dem Fahrdienstleiter am Telefon. Darauf gab der Fahrdienstleiter dem Stellwerk Nr. III den Befehl, für den wartenden Elektrozug Nr. 3108 aus Waiblingen das Einfahrtssignal zu geben. Mit 40 Kilometer Geschwindigkeit je Stunde bohrte sich die E-Lok des Zuges 3108 in den letzten Doppelwagen des gerade anfahrenden Zuges Nr. 1414. Die E-Lok spießte den letzten Teil des Doppelwagens auf. Der zwölf Meter lange vordere Wagenteil wurde buchstäblich zu einem unentwirrbaren Bündel von zwei Meter Länge zusammengedrückt. Als sich die Nebelschwaden verzogen, hatten zehn junge Menschen ihr Leben verloren...



Wie nach einem schweren Bombenangriff

sah der Bahnhof Stuttgart-Cannstatt nach dem entsetzlichen Unglück aus. Mit Meißeln und Schneidbrennern schnitten Arbeiter der beiden an den Katastrophenort dirigierten Bundesbahnhilfszüge die Eingeklemmten aus den Trümmern heraus (oben). Die Seitenwand des letzten Wagens wurde beim Aufprall vom Dach des Bahnsteiges abrasiert (links). Durch den Aufprall flog der zwölf Meter lange Wagen wie ein Fetzen Papier auf das Dach der Lokomotive. Wenige Minuten später bohrte sich ein dritter Zug in die Trümmer. Und das ist die Bilanz menschlichen Versagens: Zehn Tote, zwei lebensgefährlich Verletzte, zehn Schwerverletzte und 18 Leichtverletzte.





Fünf Stunden nach der Katastrophe *Ein Mädchenschuh und ein Federhalteretui, als eindringliche Symbole aus den Trümmern geborgen. Das junge Mädchen, das noch am Morgen in diesen Schuh geschlüpft war, ist tot.*

Hier starben sie *In das fürchterliche Krachen und Bersten von Metall und Holz mischten sich die Angst- und Schmerzensschreie der Menschen, die hier auf dieser Bank zunächst niedergelegt wurden oder Erste Hilfe erhielten. Das Deutsche Rote Kreuz lieferte ein Musterbeispiel eines schnellen Einsatzes: Zwei Minuten nach Auslösung des Großalarms bei der DRK-Zentrale rasten zehn Krankenwagen mit Höchsttempo zur Unfallstelle. Knapp 20 Minuten nach dem Unglück waren sämtliche Verletzten geborgen.*

Nr. 1414 kam nicht an

Sie trauern um ihre Kinder *Es waren alles blutjunge Menschen, die im Morgengrauen sterben mußten: ein 14jähriger, zwei 15jährige, eine 17jährige, drei 18jährige, eine 19jährige, eine 20jährige und eine 33jährige. Die Eltern der 17jährigen Renate Ehmann nehmen Abschied von ihrer Tochter (rechts). Mit ihnen trauert das ganze Dorf (oben). Der Fahrdienstleiter des Befehlsstellwerkes II, dessen Zugmelder und ein Wärter des Stellwerkes I wurden verhaftet. Zwei automatische Gleisbildstellwerke stehen in Cannstatt kurz vor der Fertigstellung! Einen Monat später hätte das Unglück wahrscheinlich nicht geschehen können!*

Brasilianische Demokratie: Wer anders denkt,



Die Hand am Colt

behielt der verwundete brasilianische Abgeordnete Malta auch noch auf dem Schreibtisch des Parlamentspräsidenten, wo er sofort verarztet wurde. Der Reporter de Carvalho freilich hatte sich im Badedreß in das Kampfgetümmel gestürzt. Als es ihm zu mulmig wurde, floh er in die Kaserne des 20. Jägerbataillons und ließ sich dort von zwei grimmig dreinblickenden Riesen bewachen (links).



Das Ganze halt! *Die „Revolution vom Dienst" ist beendet. Militär stellte in der Hauptstadt Maccio die Ordnung wieder her. Der kommandierende General ordnete die vollständige Entwaffnung der wildgewordenen Volksvertreter an – bis zur nächsten Revolution.*

wird erschossen

Die Abgeordneten sind hinter Sandsäcken in Stellung gegangen *Politische Meinungsverschiedenheiten werden in der Küstenstadt Maceio im brasilianischen Staat Alagoas zuerst mit den Fäusten und später mit der Pistole ausgetragen. Quer durch das Parlamentsgebäude verläuft eine Sandsacklinie, die die Gegner trennt. Bevor die Herren Parlamentarier zum bewährten Colt griffen, bewarfen sie sich mit Tintenfässern.*

Abstimmung mit blauen Bohnen

Die Mehrheit im Parlament des brasilianischen Staates Alagoas wollte den Gouverneur absetzen. Die Anhänger des Gouverneurs aber drangen mit von der Militärpolizei ausgeliehenen Maschinengewehren in das Parlamentsgebäude ein und veranstalteten ein wildes Blutbad. Tote und mehrere Schwerverletzte blieben auf der Strecke.



Den Schlaf der Gerechten *schlafen die Abgeordneten – wohlbewacht – in der Kaserne des 20. Jägerbataillons von Maceio. „Wegen der eisenhaltigen Luft" getrauen sie sich nicht heim.* ▶

Die

Man hat Ponys Vater hingerichtet, weil er ein hohes Amt in Adolf Hitlers Partei innehatte. Nun war Leo Hungerleider ihr Schulkamerad. Der Krieg war schrecklich zu Ende gegangen, und das Schicksal hatte sie in einem Tiroler Dorf durcheinandergewirbelt. Dennoch fanden die Unmenschlichkeit und Hartherzigkeit kein Ende. „Kriegsverbrecherin!" rief man Pony nach, und „Kazettler!" hieß es, wenn Leo Hungerleider sich mit ihr sehen ließ. – Eines Tages steckte man ihr die Zeitungsfotografie ihres gehenkten Vaters zu. Herzzerbrechend schluchzte sie in das Fell ihres Hundes Rex.



Aus rotgeweinten Augen starrte Clem auf Pony, als das Kind mit Rex die Küche betrat.

Clem hatte ein schwarzes Kleid an.

Auch Joe hatte seinen besten Anzug angezogen. Es war ein feierlich-dunkelblauer Anzug. Der gnädige Herr hatte ihm einmal den Anzug geschenkt.

Als Clem auf Pony zueilen wollte, war Joe sanft dazwischengefahren und hatte sie auf ihren Platz zurückgeführt.

Sekundenlang war in der Küche nichts weiter zu hören als das unermüdliche Ticken der Kuckucksuhr an der Wand.

Da sagte Joe, der eigentlich Johann Hammer hieß und der Joe genannt wurde, als er im Boxring noch triumphierte, mit ernsten Augen und lustiger Stimme: „Haste Hunger, Pony?"

Pony nickte gehorsam. Mittags hatte man Hunger zu haben. Das gehörte sich so.

Und dann zog Joe seine Glanznummer ab, über die sich Pony immer ausschütten konnte vor Lachen. Er tat so, wie der Hauserwirt von nebenan vor der Mahlzeit:

Mit schielenden Augen starrte er auf die Küchendecke und brabbelte mit gefalteten Händen vor sich hin.

Das einzige, was man verstehen konnte und was in gewissen Abständen bei Joe immer wiederkehrte, war der Satz: „Ein Kreuz ist's mit die Weiber. – Mit die Weiber ist's ein Kreuz."

Pony tat so, als ob sie lachte.

Sie wußte, daß Onkel Joe fuchsteufelswild werden konnte, wenn man nicht lachte. Und dann war mit ihm nicht zu spaßen.

Über die Mühe des Lachenmüssens lachte sie schließlich wirklich.

Onkel Joe machte es heute auch ganz besonders komisch. Er wackelte mit dem Kopf hin und her und schielte, daß einem die Augen vom Zusehen weh taten.

Und mit diesen schielenden Augen starrte er ängstlich auf Clem, die in ihrem schwarzen Kleid kerzengerade am Tisch saß und ein vorwurfsvolles Gesicht machte.

Endlich war er fertig. Die Mahlzeit konnte beginnen. Als Pony nach dem Löffel greifen wollte, spürte sie den zerknüllten Zeitungsausschnitt von Vetti in der Hand.

Sie legte ihn neben sich auf den Tisch.

Joe war schneller als Clem. Er griff danach, warf einen kurzen Blick darauf und sagte: „Vedammte Schweinerei!"

Clem war empört: „Joe!"

Doch Joe beachtete sie gar nicht. Er knüllte den Zeitungsausschnitt zu einer kleinen Kugel zusammen und warf ihn in das Herdfeuer.

„Pappi ist tot!" sagte Pony und löffelte gehorsam in ihrem Teller weiter.

„Kinder müssen boxen können. Das gibt Murr in die Knochen!" sagte Joe.

Clem schneuzte sich geräuschvoll. Unter dem Monokel in ihrem rechten Auge tropfte es hervor. Es sah aus, als ob ein Stückchen Eis zu schmelzen beginnt. Immer begann das Monokelauge zuerst mit dem Weinen.

Clem stand auf und verließ die Küche.

„Laß man, Ponylein, wir werden det Kind schon schaukeln!" sagte Joe.

Seine rechte Faust wollte in die geöffnete Linke fahren. Aber er fing sie noch auf und legte sie zögernd auf Ponys Kopf.

Joes Hand war eine gute Hand.

Pony kam sich unter ihr vor wie unter einem schützenden Dach, wenn es regnet.

Und dann beugte sich Joe plötzlich vor und flüsterte dem Kind ins Ohr: „Ponylein, lern doch boxen! – Ja? Willste mir den Jefallen tun?"

Pony sagte: „Ja, Onkel Joe!"

Durch das schlafende Haus schlichen ein Paar Männerfüße auf Strümpfen.

Sie kannten genau die Stelle, wo die Dielen knarrten und umgingen sie vorsichtig.

Doch Rex hatte sie kommen gehört. Mit einem Ruck war er auf den Beinen und spitzte die Ohren.

Dann wedelte er mit seinem Schwanz, daß es auf der Schlafkammertür von Pony wie gedämpfter Trommelwirbel klang.

Um ein Haar hätte er vor Freude gebellt. Doch Joe hielt ihm rechtzeitig die Schnauze mit der Hand zu.

Von der Uhr in der Küche zitterten sechs dünne Schläge herauf.

Joe nickte befriedigt. Es war gerade die richtige Zeit. Vorsichtig öffnete er die Tür von Ponys kleiner Schlafkammer.

Eine Stablaterne in seiner Hand blitzte auf und traf das schlafende Kind.

Pony zwinkerte unter der plötzlichen Helligkeit. Aber bevor sie erschrocken zusammenfahren konnte, saß Joe schon auf dem Bettrand und streichelte sie wach.

Er flüsterte: „Zieh dir rasch an, Ponylein. Aber mach keen Lärm dabei. Tante Clem darf uns nich hören!"

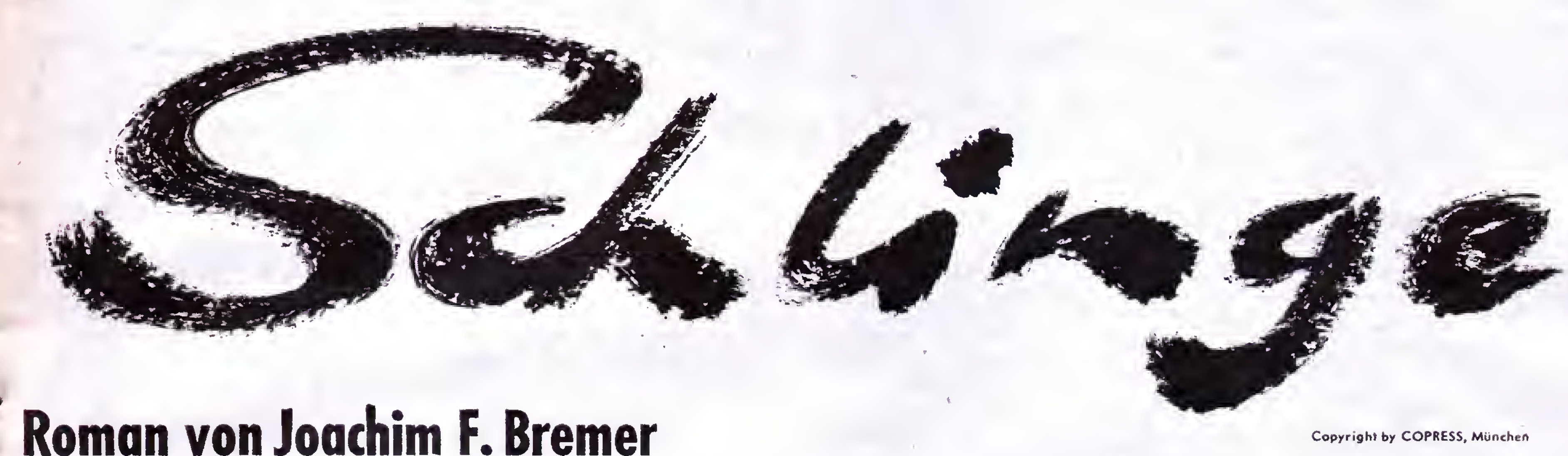
Pony fragte: „Schläft Tante Clem noch?"

Joe nickte und hielt Pony ihre Kleidungsstücke hin, daß sie nur hineinzuschlüpfen brauchte.

In fünf Minuten war sie angezogen.

„Die Schuhe darfste erst unten anziehen", sagte Joe leise und nahm Ponys Schuhe in die Hand.

Die Liebe war aus der Welt, die Menschlichkeit und die Wahrheit - damals, als der Krieg zu Ende ging und die Überlebenden, geschändet, mißbraucht und verzweifelt, wieder festen Boden zu suchen begannen. Die Welt schien von Gott verlassen. Und die Kinder, die Kinder zahlten die Zeche...



Roman von Joachim F. Bremer

Rex wollte unbedingt mitkommen. Aber auf ein beschwörendes „Pst" legte er sich wieder gehorsam vor die Tür von Ponys Schlafkammer.

Vorsichtig und unter Vermeidung aller knarrenden Stellen schlichen sie die Treppe hinunter.

Als Pony in der Nähe von Clems Schlafzimmer beinahe hätte niesen müssen, preßte Joe ihr ängstlich seine Hand auf den Mund.

Ein dumpfer Zischlaut. Dann war es vorüber. Mit angehaltenem Atem blieben die beiden sekundenlang stehen, ehe sie sich weitertasteten.

Unten in der Küche durfte Pony ihre Schuhe anziehen. Auch Joe zog seine an.

Dann entriegelte er langsam die Küchentür und trat mit Pony vor das Haus.

Draußen war es noch dunkel. Kalter Regen fuhr ihnen in das Gesicht.

Joe stampfte mit Pony durch den aufgeweichten Boden zur Scheune hinüber.

Zögernd und sich von ihm an der Hand ziehen lassend, folgte Pony.

Joe öffnete das Scheunentor und knipste Licht an. Erschrocken fuhr Pony zurück.

Genau an der Stelle in der Scheune, wo die Angorakatze Mizzi steif und starr an der Gardinenschnur gehangen hatte, hing jetzt ein großer, prall gefüllter Sandsack.

Er drehte und bewegte sich langsam. Genau wie die tote Mizzi.

Pony schloß die Augen. Wie festgenagelt blieb sie einige Meter entfernt von dem Sandsack stehen. Es lief ihr kalt über den Rücken. Ihre Zähne klapperten.

Joe beobachtete sie aufmerksam von der Seite. Es gehörte zu seinem Plan, daß Pony gerade an dieser Stelle boxen lernen sollte. Er hätte nicht sagen können, warum er das so eingerichtet hatte. Er wußte nur, daß es so sein mußte und nicht anders.

Und er wußte auch, daß es für Pony gut war, wenn sie ihre Scheu vor dieser Stelle überwand.

Er setzte sich auf eine Kiste und wartete. Seine Augen waren fest auf Pony gerichtet. Einige Minuten lang hörte man nur das Heulen des Sturmes und das rhythmische Klappern der Scheunentür.

Schließlich fragte er: „Haste 'n Taschentuch, Pony?"

Pony schüttelte stumm den Kopf.

„Wenn de keen Taschentuch hast, denn machste det so!" fuhr Joe fort, nahm seine Nase zwischen Daumen und Zeigefinger und schneuzte sich kräftig.

„Charlottenburjer nennt man det!" fügte er erklärend hinzu.

„Wenn de willst boxen lernen, denn mußte mindestens den halben Charlottenbürjer können", sagte er weiter und wartete ängstlich auf eine Antwort.

Es dauerte einige Sekunden, ehe Pony höflich fragte: „Was ist ein halber Charlottenburger, Onkel Joe?"

Joe atmete auf. Er wußte, daß Mizzi jetzt wirklich gestorben war. An einem halben Charlottenburger gestorben war.

Aufgeregt sprang er auf, begann um den Sandsack herumzuhüpfen und sich dabei dauernd mit dem Daumen der rechten Faust auf der Nase herumzustreichen.

„Det is der halbe Charlottenburjer!" sagte er dabei und fuhr mit seinem seltsamen Gehabe fort.

Er sah sehr komisch aus, und Pony mußte über den hin und her springenden Mann, der sich dauernd die Nase zu wischen schien, sehr lachen.

Und Joe lachte dröhnend mit. Er lachte sich einen Stein vom Herzen. Er hatte eigentlich schon gesiegt, bevor es zum Kampf gekommen war.

Und als beide genug gelacht hatten, begann Joe den Zweck des halben Charlottenburgers zu erklären.

Er zog Pony zu sich heran und tippte ihr mit dem Zeigefinger auf das Kinn.

Er sagte: „Wenn se dich hier treffen, dann kannste baden jehn. – Se können dich aber nich treffen, wenn de dauernd mit dem Daumen der rechten Faust an deiner Nase 'rumfummelst!"

Pony nickte ernst und begann den halben Charlottenburger zu üben.

Joe machte mit. Beide begannen um den Sandsack herumzuhüpfen und sich mit dem Daumen der rechten Faust ununterbrochen die Nase zu wischen.

Es war sehr lustig, und Pony begann wieder zu lachen.

„Nich lachen, det kostet Luft!" ermahnte Joe sie und hob unter dem Hüpfen den linken Arm mit der geballten Faust. Wie eine Lanze hielt er ihn vor sich her: gerade, spitz und drohend.

Pony machte ihm alles genau nach. Ihr schmales Kinderärmchen mit der kleinen, geballten Faust am Ende wirkte seltsam hilflos.

Schließlich tänzelte Joe an den Sandsack heran und stieß seine linke Faust mit aller Gewalt hinein, daß der Sandsack beinahe bis an die Decke flog.

„So", sagte er, „det wär' für heute allet!"

„Darf ich auch mal?" fragte Pony artig.

„Na klar!" sagte Joe und fing den Sandsack im Schwung auf.

„Wohin soll ich schlagen?" fragte Pony.

„Immer nach de Kinnspitze, Ponylein", sagte Joe.

„Wo ist sie?" fragte Pony.

„Hier!" sagte Joe und deutete auf eine Stelle des Sandsacks, die sich ungefähr in Augenhöhe von Pony befand.

„Wenn er nun aber größer ist?" sagte Pony und dachte dabei einen kurzen Augenblick lang an Himmelfreundpointner, wie er den Knüppel des Schuldieners hob, um Rex zu schlagen.

„Wie groß ist er denn?" fragte Joe listig. Er hatte sofort begriffen.

Pony deutete zaghaft eine Stelle auf dem Sandsack an: „So groß!"

„Ne janz schöne, jroße Latte", sagte Joe nur, dann holte er aus einer Ecke der Scheune einen Topf mit Farbe und begann an der Stelle des Sandsacks, die Pony bezeichnet hatte, ein Gesicht mit großen, abstehenden Henkelohren aufzumalen.

„Sommersprossen hat er auch", sagte Pony und sah interessiert Joes Malerei zu.

Joe nickte kurz und begann, das Mondgesicht auf dem Sandsack mit





Das Herz zerbrach ihnen, *als sie für ihre unmündigen, unschuldigen Kinder ein paar Kartoffeln, einige Äpfel und etwas Mehl bei den Bauern eintauschten und die eben erst neu geschaffene Polizei ihnen diese „Kostbarkeiten" gleich wieder abjagte. Eine Nachkriegsverordnung wollte die Not der Kinder und die Sorge der Mütter nicht wahrhaben. Niemand fragte nach Schuld oder Unschuld. Im Herzen Europas aber schrien die Kinder verzweifelt nach Brot.*

einer Menge schwarzer Punkte zu übersäen.

„Is et so richtig?" fragte er.

„Ja!" sagte Pony.

„Wie heeßt er denn?" fragte Joe und unterbrach seine Malerei.

„Himmelfreundpointner!" antwortete Pony.

„Een komischer Name", sagte Joe und schrieb unter das Mondgesicht „Himmelfreundpointner".

„Wenn sein Kinn so lang is wie sein Name, denn haste jenüjend Platz fürn K. o.!" fügte er hinzu.

Dann sah er auf seine Armbanduhr: „Jetzt mußte aber machen, det de in die Schule kommst. Ick hol dir nachher ab. Kannst mir dabei den Bruder ja mal zeigen!"

„Ja", sagte Pony, ging ein paar Schritte zurück und schlug mit aller Gewalt auf das Kinn Himmelfreundpointners.

Der Sandsack zitterte nur leicht und drehte sich.

Genauso wie damals die tote Mizzi. Und auch genauso kalt fühlte er sich an.

Doch Mizzi hatte keine Sommersprossen gehabt.

Sommersprossen hatte nur Himmelfreundpointner.

Noch einmal schlug Pony mit aller Gewalt in das Mondgesicht auf dem Sandsack.

„Na, na", sagte Joe. „Nu schlag' ihn man nich gleich tot. Morjen is ooch noch een Tag!"

Und dann nahm er Pony bei der Hand, schaute ihr fest in die Augen und fügte beschwörend hinzu: „Und wenn wa jetzt ins Haus jehen, mußte wieda schön stille sind und uff Fußspitzen jehn. Tante Clem schläft noch."

„Wenn sie aber schon auf ist?" fragte Pony.

„Wenn se uff is und nach nischt fragt, denn brauchste ooch nischt zu sajen", erwiderte Joe unbehaglich.

„Wenn sie aber nun fragt, warum wir so früh auf sind?" Pony schaute aufmerksam in Joes Gesicht.

Joe wußte nicht recht, was er antworten sollte. Er druckste herum. Schließlich sagte er: „Se hat nämlich wat jejen det Boxen." Und nach einer Weile fuhr er erleichtert fort: „Du kannst ihr ja sajen, det wir jetzt immer Morjenjymnastik treiben."

„Mag sie Morgengymnastik lieber?" fragte Pony arglos.

„Viel lieber!" sagte Joe.

Er blieb vor der Küchentür stehen, hob nochmals den Zeigefinger an den Mund und zog sich die Schuhe aus.

Pony tat das gleiche.

Aber ihre Vorsichtsmaßnahme war umsonst.

Clem hantierte schon am Herd herum, um das Frühstück zu machen.

Ihr Monokel blitzte ihnen entgegen.

„Wo kommt ihr denn her?" fragte sie verwundert.

Pony schaute auf Joe.

Der fuhr sich verlegen mit der Hand über sein unrasiertes Kinn und sagte: „Hab mit Pony ein paar Freiübungen in der Scheune jemacht!"

Clem blitzte Joe durch ihr Monokel kurz an.

Und Joe reagierte. Er zog den Kopf zwischen die Schultern und starrte schuldbewußt auf den Boden. Er wußte, daß diesem Monokelblitz ein paar wohlgesetzte Worte in feinstem Hochdeutsch zu folgen pflegten, auf die es beim besten Willen keine Antwort gab.

Und er hatte sich nicht getäuscht.

Clem sagte in belehrendem Ton: „Freiübungen macht man in Zeiten, in denen es genügend zu essen gibt. – Hast du jetzt sehr großen Appetit, Pony?"

„Ja, Tante Clem!" gab Pony zu und senkte ebenfalls schuldbewußt ihren Kopf, wie es Joe vorher getan hatte.

„Da haben wir's!" knurrte Clem.

„Ick werd' nachher schon wat besorjen!" sagte Joe trotzig.

„Du hättest es vorher besorgen und dann erst mit Pony Freiübungen machen sollen!" Clems Logik wirkte auf Joe manchmal wie eine unaufhörlich gestochene und präzis landende Linke. Abdecken hatte da gar keinen Zweck. Und das machte ihn wütend.

„Bis jetzt habe ick ja immer wat zum Futtern an Land jerissen. Oder etwa nich?" trumpfte er auf.

„Bis gestern – ja!" gab Clem zu.

„Und uff eenmal nich mehr?" fragte Joe.

Und Clem wiederholte in Hochdeutsch: „Ganz recht, und nun auf einmal nicht mehr."

Sie wollte noch hinzusetzen, daß sich seit dem gestrigen Unglückstag wohl kein Tiroler Bauer mehr finden würde, der Kriegsverbrechern hinten herum Nahrungsmittel verkauft. Aber sie schwieg, als sie Ponys blaue Augen auf sich gerichtet fühlte.

Joe sagte nichts mehr. Er wußte, daß Clem recht hatte. Er kannte die Tiroler Bauern. Schon vorher war es schwer genug gewesen, von ihnen etwas zu bekommen. Jetzt, nachdem der gnädige Herr hingerichtet worden war, würde ihm keiner mehr etwas geben.

Niemand wollte mehr an den Ehrenbürger Gerdes erinnert werden und an die vielen Gefälligkeiten, die er ihnen immer wieder erwiesen hatte. Nein! – Niemand von ihnen wollte erinnert werden! An so etwas schon gar nicht!

Joe schluckte seinen Zorn hinunter. Es hatte keinen Zweck. Alle Menschen waren heute so.

Er griff nach seinem Löffel und begann die Morgensuppe zu essen, die dampfend vor ihm stand. Heiße Magermilch mit einem Gemisch von Reis, Nudeln und Sago. Clem hatte alle Reste zusammengekratzt. Es war ganz bestimmt nichts mehr da. Es mußte sofort etwas herangeschafft werden.

Auch Pony griff nach ihrem Löffel. Vorher wollte sie sich noch die Nase schnaufen. Aber das Taschentuch war oben in ihrer Schlafkammer geblieben.

Kurz entschlossen beugte sie den Kopf unter die Tischplatte und machte leise einen Charlottenburger.

Aber nicht leise genug. Clem hatte es bemerkt. Sie nahm das Monokel aus ihrem Auge und fragte: „Ich habe wohl eben nicht richtig gesehen, Pony?"

„Ich hab' kein Taschentuch", gab Pony zu und schielte ängstlich auf Joe.

Der war plötzlich so mit seiner Suppe beschäftigt, als ob es die schönste Morgensuppe der Welt sei.

„Hör einmal zu, Pony", begann Clem. „Wir wollen uns doch nicht etwas angewöhnen, was die Bauern tun. Gut, wir leben hier unter ihnen. Aber wir werden nicht immer unter ihnen sein. Stell dir bitte einmal vor, wir leben wieder in einer richtigen Stadt, in einer schönen Wohnung mit dicken Teppichen. Und du hast in dieser schönen Wohnung einmal kein Taschentuch . . ."

„Verzeih bitte, Tante Clem!" sagte Pony leise.

„Ich hab dir nichts zu verzeihen, mein Kind. Ich bin nicht der liebe Gott. Aber ich möchte doch darum bitten, daß du dich wie ein Mensch aufführst. Wir haben schon so viel verloren. Wir wollen nicht auch unsere Haltung verlieren. – Verstehst du das, Pony?"

„Ja, Tante Clem!"

„Na also!"

Clem löffelte eine Weile in vorbildlicher Haltung. Dann fuhr sie fort: „Du wirst es nicht leicht haben, mein Kind. Die Menschen werden nicht nett zu dir sein. Und du hast nichts, was du ihnen geben könntest, um ihre Meinung zu beeinflussen. Das einzige, was du noch besitzt, ist deine Haltung. Bewahre sie dir. Nur so kannst du ihnen Respekt einflößen!"

„Amen", sagte Joe und verließ die Küche.

„Onkel Joe hat manchmal starke Kopfschmerzen. Das rührt von einer alten Verletzung her. Eine kalte Kompresse wirkt da Wunder!" sagte Clem.

„Soll ich dir ein Tuch für ihn holen?" fragte Pony bereitwillig.

„Noch nicht, mein Liebling. Onkel Joe muß sich in seinem Zimmer erst etwas sammeln."

„Darf ich jetzt zur Schule gehen?"

„Aber gewiß, mein Kind. Doch vergiß bitte nicht dein Taschentuch mitzunehmen!"

„Nein, Tante Clem!"

*

Die Bahnschranken waren geschlossen. Hüben und drüben staute sich je eine Handvoll Menschen und starrte ärgerlich in Richtung Wörgl, aus der der Zug kommen mußte.

Vom nahen Kirchturm klang es achtmal herüber. Pony hatte genau mitgezählt. Es war acht Uhr. Und die Schule begann pünktlich.

Ganz in der Ferne pfiff es gellend.

Dann endlich – schnaufend und pustend nahte der Zug.

In den halboffenen Güterwagen saßen rotgesichtige Amis und ließen die Beine herausbaumeln.

Manche kauten, manche rauchten.

Keiner schien die wartenden Menschen hinter den Schranken zu sehen.

Sie taten so, als ob sie mit diesem langen Zug ganz allein durch die weite Welt führen.

Und sie hatten auch den gelangweilten Gesichtsausdruck von Reisenden, die schon seit Tagen durch eine Wüste fahren und die sich daran gewöhnt haben, daß es in einer Wüste nichts zu sehen gibt.

Ein blasser Mann neben Pony hob seinen Sohn empor, damit er besser sehen könne, und sagte: „In diesem Zug ist so viel zu essen, daß für uns alle genug da wär'!"

„Auch Butter?" fragte das Kind.

„Ganze Berge von Butter!" antwortete der Vater.

„Und Schokolade auch?" fragte der Sohn weiter.

„Soviel Schokolade, wie du in deinem ganzen Leben nicht essen kannst!"

In diesem Augenblick warf einer der Amerikaner seine halb aufgerauchte Zigarette aus dem Waggon.

Sie fiel einige Meter von der Schranke entfernt auf das Nebengleis.

Sofort hatte der Junge sich aus den Armen seines Vaters losgerissen, war unter der Schranke hindurchgeschlüpft und hatte sich auch schon auf den glimmenden Stummel gestürzt.

Triumphierend brachte er ihn dem Vater.

Der war rot geworden und hatte scheu auf die anderen geblickt. Aber dann hielt es ihn nicht mehr: gierig zog er den Rauch in die Lungen.

Die Amerikaner in dem langsam vorüberrollenden Zug grinsten. Einige lachten laut.

Den Mann störte das nicht im geringsten. Er rauchte weiter.

Plötzlich knallte eine Peitsche ganz dicht hinter Ponys Kopf. Sie wandte sich um.

Himmelfreundpointner bemühte sich mit unbeweglichem Gesicht, das junge Pferd zu zügeln, das vor den Dogcart gespannt war. Die Peitsche hielt er hoch in der Hand.

Das Pferd tänzelte und schnaubte den hinter der Schranke Stehenden direkt in den Mantelkragen.

Ein Murren entstand unter den Wartenden.

Himmelfreundpointner musterte sie vom Kutschbock herab mit geringschätzigen Blicken.

Als das Pferd in die wartenden Menschen hineindrängte, verstärkte sich das Murren.

Himmelfreundpointner übergab Zügel und Peitsche dem neben ihm sitzenden Knecht, stand auf und sagte in die zu ihm emporstarrenden Gesichter hinein: „Ab 12 Uhr gibt's heute Preßsack!"

Sofort verstummte das Murren. Einige Stimmen fragten erregt: „Ohne Marken?"

Himmelfreundpointner, der sich schon wieder gesetzt hatte, stand noch einmal auf und sagte: „Ja – ohne Marken und für jeden!" Dabei streifte sein Blick kurz Pony.

In diesem Moment hob sich die Schranke. Die Wartenden sprangen beiseite. Das Pferd stob mit dem leichten Gefährt an ihnen vorbei. Himmelfreundpointner knallte stolz noch einige Male mit der Peitsche. Dann verschwand er um die Ecke.

In der Schule hatte der Unterricht schon begonnen. Als Pony nach schüchternem Klopfen das Klassenzimmer betrat, musterte die Lehrerin sie streng und sagte: „Der Unterricht beginnt pünktlich um 8 Uhr. Ausnahmen dulde ich nicht. Für niemanden! Hast du mich verstanden?"

Pony nickte und ging auf ihren Platz.

„Wißt ihr, was Türken sind?" fragte die Lehrerin in die Klasse.

Einige Finger hoben sich. Aber die Lehrerin beachtete sie gar nicht.

Sie fuhr im gleichen Atemzug fort: „Türken nennt man in Tirol die Maiskolben! Sie werden im Spätsommer oder Herbst geerntet und dann... Was geschieht dann mit ihnen, Hungerleider?"

Leo stand auf. Er hatte nie in seinem Leben etwas von Türken gehört. Er war ein Stadtkind. Aber, wenn man sie pflanzt und wenn man sie erntet, dachte er, und dann antwortete er auch schon: „Essen wird man se, Frau Lehrerin!"

Ein Höllengelächter erhob sich in der Klasse.

Ruhe heischend, knallte die Lehrerin mit ihrem Lineal auf das Katheder. Und als das nichts half, griff sie sich die beiden lautesten Schreier heraus und hieb jedem mit dem Lineal auf die ausgestreckten Hände. Auf die rechte fünf Hiebe und auf die linke fünf Hiebe. Es klatschte gottsjämmerlich, und die beiden Bestraften verzogen ihre Gesichter vor Schmerz.

Pony hatte so etwas noch nie gesehen. Ihr war elend. Krampfhaft vermied sie es, zu den beiden hinüberzublicken, die mit tränenden Augen verstohlen ihre Handflächen ableckten.

Am liebsten wäre sie aufgestanden und hätte das Klassenzimmer verlassen oder sonst irgend etwas getan. Sie wußte selbst nicht was. Eine unstillbare, wilde Wut gegen die Lehrerin stieg in ihr auf.

Da stand Himmelfreundpointner langsam und träge auf, ging auf die Lehrerin zu, streckte beide Hände aus und sagte: „Mir auch!"

Die Lehrerin war fassungslos. Sie wußte, daß der Junge ihr Feind war und daß er sie vor der ganzen Klasse demütigen wollte.

Das gab den Ausschlag. Sie besann sich nicht lange und schlug mit aller Kraft zu.

Himmelfreundpointner aber fing das Lineal geschickt auf, zerbrach es über dem Knie, öffnete das Fenster und warf die einzelnen Teile hinaus. Dann wandte er sich zu der wie versteinert dreinblickenden Lehrerin um und sagte: „Prügeln in der Schule ist verboten!"

Bevor er auf seinen Platz zurückging, blieb er vor den beiden stehen, die gerade ihre Strafe erhalten hatten. Mit noch tränenfeuchten, aber bewundernden Blicken starrten sie ihn an.

Gelangweilt zog Himmelfreundpointner seine Rechte aus der Hosentasche und schlug, sorgfältig zielend, jedem der beiden einmal ins Gesicht.

Dazu sagte er: „So, nun habt ihr Grund zum Heulen, ihr Waschweiber!"

Die Klasse war wie erstarrt. In die lähmende Stille hinein schluchzte plötzlich die Lehrerin. Sie hatte den Kopf in die Hände gepreßt, und zwischen ihren Fingern tropften schwere Tränen hervor.



Ihr Schluchzen klang wie das Schreien eines Tiers, das in eine Falle geraten ist. Es stieß ihren Körper hin und her. Fettige Haarsträhnen hingen über ihre Hände.

Es sah sehr komisch aus, und einige begannen zu lachen. Bald lachte die ganze Klasse.

Die dicke Lehrerin erhob sich mühsam und wankte, mit den Händen vor dem Gesicht, zum Klassenzimmer hinaus.

Als sie an der Tür war, fiel Himmelfreundpointners schmutziges Taschentuch direkt vor ihre Füße.

„Da", schrie er hinterher, „damit Sie etwas zum Abtrocknen haben!"

Fünf Minuten später war der Schuldiener im Zimmer.

„Der Unterricht fällt heute aus, damit die Klasse den Bauern beim Türkenentkernen helfen kann", sagte er.

Und er verlas, zu welchen Bauern die Kinder zu gehen hätten.

Pony hatte sich mit Leo Hungerleider beim Hauserwirt zu melden.

„Die Bauern geben euch zu essen!" sagte der Schuldiener noch im Fortgehen.

Leo zuckte mit den Achseln. „Essen?"

„Die Bauern geben euch zu essen!" Schüssel", sagte Pony. Sie hatte das mal gesehen, wie sie mit ihren Gabeln oder Fingern in einen großen Topf in der Mitte des Tisches fuhren.

„Ich habe keinen Hunger!" sagte Leo. Pony hatte auch keinen.

Mit fest zusammengepreßten Lippen schritten sie in den peitschenden Wind. Naßkalte Regenschauer schlugen ihnen ins Gesicht. Es war kein Wetter für ein Gespräch.

Unten im Tal stand ein langer Güterzug. Von der Landstraße aus wirkte er wie ein dicker, fetter Regenwurm, der froh ist, bis zur Erdoberfläche durchgestoßen zu sein, und sich nun ausruht.

Leo blieb stehen und starrte hinunter.

„Der Schokoladen-Expreß!" sagte er kurz zu Pony, deutete mit dem Finger hin und zählte die Waggons. Es waren genau 60.

Er nickte befriedigt. Mehr als 60 Waggons sind nicht üblich.

„Warum hält er?" fragte Pony.

„Bei Hopfgarten haben se gesprengt de Schienen. In der letzten Nacht haben se es getan. Der Tate sagt: Werwölfe!"

100 Meter entfernt winkte ein Mann. Es war Onkel Joe.

Durch die immer dichter werdenden Regenschauern kämpften sie sich zu ihm hin.

„Das ist Leo Hungerleider", sagte Pony zu Joe.

Joe Hammer sah auf das mickrige Bürschchen mit den hungrigen, dunklen Augen neben der blonden Pony.

Gleich würde der um ein Stück Brot betteln, dachte er. Und Joe empfand es als unangenehm, kein Stück Brot bei sich zu haben.

In Polen und in Rußland hatte er immer die Taschen voll gehabt, und wenn er Hungrige auf der Chaussee traf, hatte er einfach angehalten und es ihnen gegeben.

Einmal hatte er nicht daran gedacht, daß der gnädige Herr hinter ihm saß. Als es ihm einfiel, war es schon zu spät: der Wagen stand. Und von allen Seiten hatten sich ihm schmutzige Hände entgegengestreckt.

Joe hatte, mit dem Fuß auf dem Gaspedal, gezögert und vorsichtig in den Rückspiegel geblickt. Da hatte er gesehen, wie der gnädige Herr angestrengt in ein Buch schaute. So angestrengt, daß er von den hungrigen Händen nichts zu bemerken schien.

Aber erst als Joe gesehen hatte, daß der gnädige Herr sein Buch verkehrt in den Händen hielt, hatte er seinen Brotvorrat durch das Wagenfenster hindurchgereicht.

Dann waren sie weitergefahren, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde.

Joe starrte auf Leo und fummelte verlegen in seinen Taschen herum.

Leos hungrige Augen verfolgten jede seiner Bewegungen.

Schließlich gab Joe es auf.

„Da unten", er deutete auf den Zug, „gibt's Futter jenug für uns alle."

„Haben Se Hunger?" fragte Leo.

Fortsetzung folgt



Sie wußten ja nicht, daß Gott auch

Kakaobohnen und Weizen für sie wachsen ließ. Schokolade war ihnen unbekannt, und Bananen hielten sie für ungenießbare Früchte. Viele von ihnen hatten den Vater, die Mutter verloren und wuchsen allein unter wildfremden Menschen auf. Jetzt bettelten sie an den Autos amerikanischer Soldaten. Das Leben reichte ihnen wieder zaghaft die Hand.

Eine Liebe, glutvoll und erregend, gewalttätig und maßlos wie die Weite des Ostens. Im Mittelpunkt der mitreißenden, leidenschaftlichen Handlung: eine zauberhafte, schöne, zarte junge Frau aus Paris ...

Wenn du niederfällst und mich anbetest

ROMAN VON HELENA VON FORTENBACH

Walko Iwanoff hatte Madeleine, die blutjunge Pariserin geheiratet. Sie war nicht viel älter als Tatjana, seine ungebärdige, wilde Tochter. Aber auf seinem Herrensitz „Heimat der Bären" war mit dem neuen Verwalter Michail Sokolsky, einem Sohn aus altem russischen Fürstengeschlecht, der Teufel eingezogen. Zwar hatte er seinen allseits gefürchteten Herrn, den alten Iwanoff, vor dem Tode des Ertrinkens gerettet, aber sein Herz schwankte zwischen der Zuneigung für die reiche Erbin Tatjana und der Liebe für Madeleine, die sich von ihrem Mann vernachlässigt fühlte. Während eines neckischen Wortspiels küßte er Tatjana eines Morgens im Park des Schlosses.

Da sah er Madeleine. Sie stand auf der Terrasse. regungslos. Ihr Gesicht leuchtete weißer als der weiße, weiche Mantel, der um ihre Schultern hing. Ihre kühlen, grünen Augen waren dunkel und fassungslos.

Über Tatjanas Stirn hinweg sah Michail zu Madeleine hinauf. Ohne jeden Rückhalt gingen die Blicke ineinander. Und plötzlich schlang Michail die Arme um Tatjana und preßte sie an sich. Er küßte sie jetzt mit aller Glut, Schamlosigkeit und Inbrunst, deren ein Mann fähig ist, während seine schrägen, grausamen Augen an Madeleine hingen und ihr den Willen nahmen.

Dann ließ er Tatjana los. Sie taumelte, die Hände vor dem Gesicht. Ein Schauer matter Rosenblätter schneite über ihre Füße.

Madeleine wandte sich rasch ab und ging ins Haus zurück, und Michail fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen. Der Schatten eines geheimnisvollen Lächelns war um Madeleines Mund gewesen, und er hatte es wiedererkannt, dieses Lächeln, das er auf dem Gesicht einer Frau gesehen hatte, die eines schweren Todes gestorben war ...

Tatjana strich sich über die Schläfen, über die Wangen, langsam und ein wenig benommen. „Und diesen Kuß soll ich an Jowan Alexander weitergeben?" fragte sie mit dem naiven Versuch, zu scherzen. Ihre Stimme war unnatürlich und ihre Heiterkeit gespielt. Es wäre besser gewesen, wenn sie geschwiegen hätte.

„Tun Sie, was Sie für richtig halten", sagte Michail grob. Er hätte die Welt in Stücke schlagen mögen.

Er dachte an den zappelnden Fisch, von dem Jowan Alexander gesprochen hatte. Stille sein! Ach, Jowan Alexander hatte gut reden! Sein Blut war rot und flüssig, nicht zäh und glühend wie Lava. Es konnte wohl aufflammen und ihm das Strohdach über dem Kopf verbrennen, aber es wälzte sich nicht wie ein Strom der Vernichtung über ganze Landstriche und geliebte Leben.

Michail hatte Tatjanas Anwesenheit vergessen. Er ging davon, als sei er allein auf der Welt. Er ging mit dem federnden Schritt eines jungen Menschen, aber er fühlte sich alt, ausgebrannt und leer.

Tatjana sah ihm nach, dann schlenderte sie singend zur Terrasse. Sie streckte sich wie ein junger Hund, der einen erbeuteten Schuh nach allen Regeln der Kunst zerfetzt hat und nun in wohligem Triumph entschlossen ist, es nicht dabei bewenden zu lassen.

Vergessen hing ihr Hut an einem der Rosenstöcke und schaukelte mit den Ranken hin und her.

*

Im Büro der Gutsverwaltung trank die mollige, nicht mehr junge und noch nicht alte Malanja Sergejewna Partnoja von morgens bis abends Tee und führte nebenbei einen lästigen Papierkrieg, unterstützt von „Wolodja", einem spindeldürren und überaus kurzsichtigen Männlein, dessen Sehkraft sich in seine spitze Nase gerettet zu haben schien.

Wenn „Wolodja" diese spitze Nase auf eine Stelle in den Abrechnungen stieß und sagte: „Dies stimmt nicht", dann stimmte es wirklich nicht, aber Michail behauptete, das sei kein Kunststück, und er würde an Wolodjas Hellsichtigkeit erst dann glauben, wenn er ihm einmal eine Stelle in den Abrechnungen zeigen würde, die in Ordnung sei. Jedoch, das konnte Wolodja nicht. Er war ein durch und durch negativer Mensch. –

Michail ließ sich eine Tasse Tee geben und nahm die Bücher vor. Aber die Zahlen standen nicht still, sie wackelten und rutschten durcheinander, und mit den Gedanken war es noch schlimmer. Sie huschten davon wie Mäuse vor der Katze.

Da schob er die Bücher weg und rief im Schloß an. Iwanoff ließ ihm sagen, er hätte zu diktieren, und das würde wohl noch eine Stunde dauern. –

Es dauerte fast zwei Stunden, und Michail bekam die „weiße Wut" – wie Partnoja Erregungszustände dritten Grades nannte. Er dachte: Der Alte will mich schikanieren. Er dachte an diesen Vormittag von aller Welt nur das Schlechteste. Er war so sehr mit sich zerfallen, daß er keine Tür mehr sah. Der Weg mit dem Kopf durch die Wand schien ihm der einzige Ausweg zu sein. –

Walko Iwanoff saß hinter dem mächtigen Schreibtisch, als Michail eintrat. Er saß in einem breiten, lederbezogenen Sessel, der entfernt an einen Thron erinnerte, und musterte seinen Verwalter mit brennender Neugier, nickte ein paarmal ohne Hast und brummte schließlich: „Ich habe erwartet, daß du mich eines Tages aufsuchen würdest, Michail Andrejewitsch. Nun ist es also soweit."

Er wies auf einen Stuhl, der im vollen Licht stand, während er selbst von schattigem Dämmer umhüllt war. „Sprich. Ich höre."

Michail übersah die Geste. Er trat dicht an den Schreibtisch heran. „Beantworten Sie mir eine Fage, Walko Alexandrowitsch: War es ein Zufall, daß wir uns in der Balalaika-Bar begegnet sind?" Er bohrte den Blick in Walko Iwanoffs blinzelnde Augen. „Können Sie mir bei Ihrer Seligkeit schwören, daß es ein Zufall war?"

Walko Iwanoff senkte die schweren Lider, aber er senkte sie nur so weit, daß ein messerscharfer Spalt offenblieb. „Du bist kein Diplomat, Freund. Du wirst noch einiges lernen müssen."

Der wüste Bart um seinen Mund zuckte. „Nun, es ist gut, daß du offen zu mir sprichst. Ich werde dir ebenso offen antworten: Nein, es war kein Zufall. Zufall! Ha! Ich verlasse mich nicht auf etwas, was sich nicht greifen läßt!"

Er stemmte die Tatzen gegen die Schreibtischkante und lehnte sich breit zurück. „Es war mein Wille, Michail Andrejewitsch. Ich wußte, daß du in der Stadt bist. Ich überlegte: Wo mag der Sohn des Andreij Sokolsky anzutreffen sein? Wo sonst, als bei den Weibern? Im Mjedwjed, in der Troika, in der Balalaika-Bar. . .

So fuhr ich dorthin. Das Weitere ist dir bekannt."

Michail war einen Schritt zurückgetreten, als hätte er einen Stoß vor die Brust bekommen. „Was wollten Sie von mir, Walko Alexandrowitsch?" fragte er, und der Argwohn meißelte sein Gesicht zu einer tatarischen Maske. „Ich war ein Fremder für Sie, wie Sie für mich."

„Sagte ich dir nicht: Ich habe deinen Vater gekannt?" Walko Iwanoff sprach langsam, er betonte jede Silbe. Sein mächtiger Oberkörper beugte sich vor, die Unterarme lasteten, weitausladend, auf der Tischplatte, der Bärenblick verriet keine Gemütsbewegung.

Er schien auf etwas zu warten – auf etwas, dem er seine volle Wut entgegenzusetzen bereit war. Michail fühlte es dumpf, aber er wußte nicht, was es war. „Das kann nicht der wahre Grund sein, Walko Alexandrowitsch", sagte er finster. „Wenigstens nicht der einzige Grund."

Die Kolossalbüste hinter dem Schreibtisch wurde menschenähnlicher. Der wulstige Mund zog sich in die Breite. Walko Iwanoff lachte. Er lachte in sich hinein, er lachte für sich, er lachte über eine Erkenntnis, die sein ausschließliches Eigentum war. „Nun setze dich, Michail Andrejewitsch, setze dich endlich", sagte er mit sattem Wohlwollen. „Stehe nicht vor mir wie ein Bittsteller oder ein Ankläger. Ich führe keine Unterredungen mit der Türklinke in der Hand, denn solche Unterredungen sind unfruchtbar."

„Danke, Walko Alexandrowitsch." Michail rührte sich nicht. Er drückte die Nägel in die Handballen. „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist rasch gesagt: Entlassen Sie mich aus meinem Vertrag. Ich kann Sie rechtlich nicht dazu zwingen, aber ich rate Ihnen, lehnen Sie meine Bitte nicht ab. In Ihrem eigenen Interesse. Ich will Sie nicht in eine Zwangslage bringen, ich werde bleiben, bis Sie einen geeigneten Ersatz für mich gefunden haben, aber suchen Sie diesen Ersatz. Suchen Sie ihn rasch. Wenn Sie sich weigern, haben Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben."

Er hatte schnell gesprochen, wie um sich die Möglichkeit zu nehmen, in letzter Minute noch schwankend zu werden. Walko Iwanoff hingegen ließ sich mit der Antwort Zeit. Er nickte zufrieden, verständnisvoll, ja beinahe gutmütig. Er betrachtete Michail nachdenklich, und Michail wurde nervös. Er witterte eine Falle, einen Prankenschlag des unberechenbaren Alten. Aber der brummte nur ein wenig, schmatzte mit den Lippen und sagte schließlich: „Du hast recht. Du hast vollkommen recht, Michail Alexandrowitsch. Die Stellung, die du bei mir einnimmst, entspricht nicht den Ansprüchen, zu denen dich deine Geburt berechtigt. Ich wußte dies von Anfang an, und es wundert mich, daß du erst heute zu mir gesprochen hast.

Nun, es macht nichts. Du sollst deinen Willen haben. Nur muß ich dich ersuchen, deinen Nachfolger selbst zu bestimmen, denn, siehst du, ich habe Millonen Rubel im Kopf, und für ein paar Kopeken ist kein Platz darin. Also handle nach deinem Gutdünken, ich gebe dir jede Vollmacht, denn du hast mein Vertrauen."

Michail wollte danken – er brachte kein Wort heraus. Sein Mund war trokken wie ein Stück Feuerschwamm. Die widerspruchlose Zustimmung des Alten hatte ihm den Atem verschlagen. Die Würfel waren gefallen – nach seinem Wunsch. Aber nun war es ihm, als sei es nicht sein Wunsch gewesen.

Unentwegt bohrten sich die kleinen, Augen Walkos in sein Gesicht und lasen darin wie in einem aufgeschlagenen Buch. Das war unerträglich, und wenn er auch nicht fähig war, zu sprechen, so hatte er doch die Herrschaft über seinen Körper noch. Also verbeugte er sich leicht und ging zur Tür und fühlte in seinem Rücken den Blick der stählernen Augen wie zwei kalte Dolchspitzen.

„Warte, Michail Andrejewitsch, so warte doch!" rief da Walko Iwanoff gemütlich, als Michail schon die Hand gehoben hatte, um die Tür zu öffnen. „Einen Vorschlag hätte ich dir noch zu machen. Also komme zurück und setze dich in Gottes Namen hierher und höre mich an. Wir werden ein Gläschen Wodka trinken, schönen, hellen Wodka oder

Gelbe Sorte-Cigaretten sind in den Flugzeugen der Deutschen Lufthansa, in den Speisewagen und Schlafwagen der DSG und der Compagnie Internationale des Wagons Lits sowie auf Schiffen des überseeischen Passagier-Verkehrs erhältlich.

Unser seit Jahrzehnten bestehender FRISCHDIENST mit 38 Filialen im Bundesgebiet und Berlin sichert die täglich frische Belieferung aller Verkaufsstellen.



Wenn du niederfällst und mich anbetest

auch französischen Cognac, wenn dir das lieber ist. Du mußt nur dort den Schrank aufschließen und herausnehmen, was dir gefällt."

Michail gehorchte schweigend. Die eisige Kälte, die aus dem Schrank strömte, verscheuchte vorübergehend das Schwindelgefühl. Er stellte Flaschen und Gläser auf ein Tablett und schob es auf den Schreibtisch. Dann ließ er sich in den ledergepolsterten Sessel fallen, nachdem er ihn mit dem Rükken zum Fenster gedreht hatte.

Walko Iwanoff schmunzelte. „Du liebst es nicht, dich dem Licht auszusetzen?" Es war weniger eine Frage als eine Feststellung.

„Es blendet mich, und wenn ich geblendet bin, kann ich nicht denken", sagte Michail. Er hatte die Sprache wiedergefunden und sogar einen kleinen Bruchteil seines ironischen Lächelns.

Der Alte goß die Gläser randvoll. „Trink – und dann höre mich an", sagte er. „Satwojo sdarowje!"

„Sa wascha sdarowje!"

Über die Gläser hinweg sahen sie einander in die Augen – der Alte mit verschmitztem Zwinkern, Michail mit leiser Skepsis und noch nicht ganz frei von den Nachwirkungen der Niederlage, die er eben erlitten hatte.

Walko Iwanoff trank, schmatzte und leckte sich mit der dicken Zunge über den Bart. Dann schnaufte er befriedigt und sagte: „Du kannst rechnen. Du bist hart und rücksichtslos. Dein rasches Reden und dein rasches Handeln wirst du dir abgewöhnen müssen, aber es wird dir nicht schwerfallen, denn du besitzest eine gute Portion Verschlagenheit. Ich dachte mir, daß du so sein würdest wie du bist, aber ich wollte meine Vermutung erst bestätigt haben.

Du ähnelst in vielem deinem Vater, nur war Andreij Sokolsky nicht geschäftstüchtig. Du wirst es sein, wenn du es sein willst, denn in dir ist auch das Blut des Murad Nikoladze.

Nein, unterbrich mich nicht! Es ist, wie ich sage, und dies ist zum Teil der Grund, warum ich dich gesucht habe. Zum Teil.

Siehst du, ich habe keinen Sohn. Selbst wenn mir Gott jetzt noch einen schenken würde – er wäre zu jung, um mein Lebenswerk aus meinen Händen zu nehmen, wenn diese zu zittern anfangen sollten. Du aber wirst es können, du bist kein Schwächling, der sich durch tausend Skrupeln den Schlaf rauben läßt. Und kurz und gut: von nun an wirst du meinen Konferenzen beiwohnen, du wirst schweigend zuhören, denn du mußt erst lernen, was Politik ist und wie man sich ihrer bedienen kann. Du mußt erst lernen, wie man die Konkurrenz ausschaltet und doch seine Hände jederzeit in Unschuld waschen kann. Du mußt lernen, wie man hochmögende Männer zu Mitschuldigen macht, ehe man selbst zum Schuldigen wird, und du mußt noch vieles andere mehr lernen. Aber die Mühe lohnt sich, Freund", er kicherte, er rieb die Tatzen und kicherte, „sie lohnt sich, glaube es mir! Wenn die Maschinen rasen und der Stahl klirrt, und wenn die Brände da und dort auf dieser schönen Welt nicht zum Verlöschen kommen, sondern neue Brände entfachen – dann, ja, dann, Mischa, fließen goldene Ströme – Ströme von Gold in unsere Taschen – in meine – und in deine, Michail Andrejewitsch..."

Er goß die Gläser wieder voll, trank aus und wurde wieder sachlich. „Das ist mein Angebot und deine große Chance. Suche einen Gutsverwalter, der die Kopeken zusammenkratzt, bis ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzt, und spiele du um Millionen und Milliarden. Sobald du deinen elenden Posten los sein wirst, sollst du mein ständiger Begleiter sein. Du wirst ein Appartement im Schloß bewohnen und Appartements in meinen Stadtpalais. Du bist der Sohn eines Fürsten – aber was ist ein Name ohne Geld? Eine taube Nuß. Ein ausgeblasenes Ei. Aber ich werde dich wieder zu dem machen, was deine Vorfahren waren: zu einem großen Herrn. Das alles will ich dir geben, wenn du ..."

„Niederfällst und mich anbetest –", sagte Michail und erschrak so sehr über den unbewußten Ausspruch, daß er laut auflachte.

Walko Iwanoff sah ihn seltsam an. „Du wirst es mir nicht glauben, aber es ist so: deine Seele ist alles, was ich verlange. Verschreibe dich mir bedingungslos, und du wirst zu einer Macht gelangen, wie du sie dir nicht erträumen kannst."

„Und wenn ich nein sage?" fragte Michail und versuchte, die Erregung zu unterdrücken, die ihm durch alle Pulse hämmerte. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen, weil ich mich von Ihnen trennen will. Ich weiß, warum ich es will, Walko Alexandrowitsch. Geben Sie mich frei."

„Geben Sie mich frei!" schrie er, um sich selbst zu betäuben. „Sie haben mich richtig beurteilt, ich bin so, wie Sie gesagt haben! Aber weil ich so bin, kann ich nicht bei Ihnen bleiben. Lassen Sie mich gehen! Geben Sie mich frei!"

Walko Iwanoff schob die Pranke über den Tisch, die Handfläche nach oben. Langsam krümmten sich die Finger, schlossen sich zur Faust, drückten zu, als würden sie etwas zerquetschen, zermalmen, in Staub auflösen. „Was ich einmal halte, gebe ich nicht mehr frei", flüsterte er heiser. „Nein, Mischa, wehre dich nicht. Du gehörst mir. Du weißt es. Und –", sagte er lauter und fast heiter, „du willst mir gehören. Du möchtest nur dein Gewissen beschwichtigen. Sorge dich nicht. Wir sind einander ebenbürtig."

Er griff nach der Flasche. Die mörderische Pranke war nun nichts mehr als eine derbe Bauernhand. „Übrigens – wenn dir wieder einmal der Gaul durchgehen sollte – der Rasenplatz hinterm Schloß ist kein Platz für ein Stelldichein!"

Michail hörte kaum, was er sagte. Er war so aufgewühlt, daß es ihm Mühe kostete, einen klaren Gedanken zu fassen. Aber sein Instinkt sagte ihm, daß es keinen Köder ohne Angelhaken gibt und daß unter einem so fetten Köder bestimmt ein besonders mörderischer Haken verborgen sein mußte.

Er runzelte die Stirn. Walko Iwanoff verstand dieses Stirnrunzeln falsch. „Nun, nun", sagte er, „ich wollte nicht indiskret sein. Ich bin kein Tyrann, und wenn es der Himmel so will ..."

Michail fiel ihm ins Wort. „Lassen Sie den Himmel aus dem Spiel, Walko Alexandrowitsch. Sagen Sie mir lieber ehrlich, warum Sie nach mir gesucht haben. Die Gründe, die Sie angeführt haben, sind alle nicht stichhaltig. Es steckt etwas anderes dahinter."

Walko Iwanoff zog sich wieder in sich selbst zurück. Ein lauerndes Tier blinzelte Michail an. „Ich dachte, du wüßtest den Grund, als ich dich zum erstenmal traf. Du wußtest ihn nicht. Ich dachte, du hättest ihn ausspioniert, als du dich an meine Fersen heftetest wie ein Spürhund, und ich dachte, du wärst heute aus diesem Grunde zu mir gekommen.

Ich habe mich geirrt. Ich bin es zufrieden, und gib auch du dich zufrieden, Michail Andrejewitsch. Ich kann großzügig sein, nach meinem freien Willen. Aber wer zu ertrotzen versucht, was ich ihm nicht zugedacht habe, wird umsonst gegen mich anrennen.

Laß es dabei bewenden. Die Wahrheit ist eine gefährliche Sache. Die wenigsten Menschen können sie zu ihrem Nutzen anwenden. Sei also froh, wenn ich sie dir vorenthalte. Wenn die Zeit reif ist, wirst du sie erfahren."

*

Michail ging den ganzen Tag herum wie ein Schlafwandler. Erst als der westliche Himmel in Gold und Purpur zu glühen begann, stiegen gewisse Erinnerungen in ihm auf und verdichteten sich in demselben Maß, wie sich das Meer in die indigodunklen Schatten der Nacht hüllte.

Madeleine – sagte sich Michail Sokolsky, der Verwalter – wird von mir enttäuscht sein, und sie wird es mich fühlen lassen. Sie wird mich vielleicht behandeln, wie sie es früher getan hat. Ich muß es ertragen, ohne mich zu rechtfertigen, denn ich will mich nicht rechtfertigen. Ihre Verachtung wird es mir leichter machen, über den ganzen Wahnsinn wegzukommen. Ich kann nicht mit Walko Iwanoff Geschäfte machen und gleichzeitig versuchen, seine Frau in meinen Bann zu ziehen. Wahrscheinlich würde es mir nicht einmal gelingen, aber sie könnte es eines Tages ihrem Mann erzählen, daß ich versucht hätte, sie zu verführen. Und dann?

Das alles sagte er sich und noch einiges dazu. Er betäubte sich mit Argumenten, er betäubte seine Furcht vor dem Wiedersehen mit Madeleine. An Tatjana dachte er nicht.

Weil er viele Frauen kannte, bildete er sich ein, die Frauen zu kennen. In Wirklichkeit waren seine Erfahrungen oberflächlichster Natur. Er wußte nicht einmal, daß Frauen oft und gern das gerade Gegenteil von dem tun, was man erwartet.

Madeleine war bester Laune, heiter und gesprächig, und diese Tatsache traf Michails Selbstbewußtsein tiefer und verwundete ihn mehr, als es ihr verächtlicher Hochmut je getan hatte. Er vergaß seinen Vorsatz, sich gegen sie zu verschließen. Er sah in ihrem Benehmen einen neuen Beweis kühler Überlegenheit, und der Wunsch, diese kühle Überlegenheit zu brechen, verdrängte alle anderen Interessen.

Charmant, lebhaft berichtete Madeleine von ihren Erlebnissen in der Stadt. „Es ist viel Staub dort und viel Unruhe und schrecklich viel Lärm, aber wir haben ganz reizend mit Jowan Alexander im Hotel London diniert ..."

„O ja!" schrie Tatjana, „aber ich konnte ihm Ihren – Ihre Grüße nicht ausrichten, Michail Andrejewitsch! Es waren zuviele Leute um uns herum ..."

Sie blinzelte Michail vielsagend zu, aber er hatte keine Augen für sie. Sosehr er sich auch bemühte, es zu unterlassen: er mußte immer wieder zu Madeleine hinübersehen. Auf ihren Wangen lag ein rosiger Hauch, aber was hatten die zarten Schatten unter ihren Augen zu bedeuten? Er glaubte aus ihrem leisen Lachen ein nervöses Flackern herauszuhören. Er mißtraute plötzlich ihrer unbeschwerten Fröhlichkeit.

„Was sehen Sie mich so an?" fragte Madeleine unvermittelt. „Sehe ich angegriffen aus? Ja, der viele Lärm und der viele Staub in der Stadt ..."

„Und die vielen Männer, die sich nach dir umgedreht haben", schrie Tatjana.

Madeleine lächelte. „Wir müssen uns von diesen ungewohnten Dingen erholen, nicht wahr, Tanja? Wie wär's, wenn wir morgen früh zusammen ausreiten würden? – Haben Sie ein ruhiges Pferd für mich, Michail Andrejewitsch? Ich bin keine gute Reiterin. Ich habe nur sehr wenig Mut ..."

Michail war so bestürzt, daß er keine Antwort fand. „Nun, Michail Andrejewitsch, hast



Er küßte Tatjana mit aller Glut und Inbrunst, deren ein Mann fähig sein kann, während seine schrägen, grausamen Augen fest an Madeleine hingen.

Anekdoten vom Rhein

* XII *

DIE EICHELSAAT

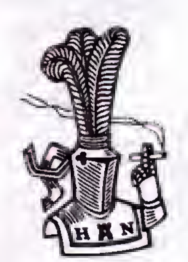
Bei Dünnwald, einem Vorort von Köln, besaß vor ungezählten Jahren der Junker von Schlebusch an die hundert Morgen Land, die ihm die Mönche des nahen Klosters plötzlich streitig machten. Sie wiesen ein vergilbtes Pergament vor, auf dem zu lesen stand, daß die hundert Morgen einmal verbrieftes Eigentum der Mönche gewesen seien, die den Besitz heute zurückfordern müßten.

Der Junker begriff nicht, daß ein Acker, den schon die Urgroßväter zu Recht erworben und mit Fleiß bestellt hatten, auf einmal und ohne Entschädigung verloren sein sollte. Da bat er sich, als der Fall vors Gericht kam, eine Bedenkzeit und dann eine Gnade aus: Man möge ihn wenigstens noch eine Aussaat ernten lassen, sprach er, dann sollten die Mönche in Gottes Namen den Acker wieder unter ihre Pflüge nehmen.

Die Klosterbrüder waren's zufrieden. Doch der Junker säte nicht Hafer oder Rüben aus, sondern dicke Eicheln.

Da zerrissen die Mönche ihr längst veraltetes Testament, denn der Prior erklärte, ein Wort müsse ein Wort bleiben.





So ist das Leben am Rhein,
getragen von der Heiterkeit unbeschwerten Sinnes.
„Vom Rhein", so nennen wir die OVERSTOLZ. Dort nämlich wird sie aus erlesenen Tabaken des Erdballs nach bewährten Rezepten von HAUS NEUERBURG sorgfältig gemischt. „Vom Rhein" kommt diese leichtbekömmliche Cigarette zu dem großen Kreis der Freunde von HAUS NEUERBURG, die an der OVERSTOLZ das gleiche schätzen wie an der Landschaft des heiteren Frohsinns:

Die Kunst so köstlich leicht zu sein

OVERSTOLZ

VOM RHEIN

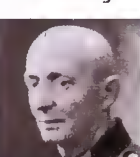






ALBERT KALTENBACH, geb. 7. 12. 1906 Kr. Emmendingen. L. N.: 17. 12. 1945 Maskau R.K.Pastl.-Lag.307.

ERICH PREISS, SS-Sturmm., geb. 16. 9. 1923 Köln, Fpn. 33441. L. N.: 6. 12. 1942 Vielamy/Ungarn.



RICHARD GIRLICH, Gren., geb. 19. 11. 1899 Baumgarten, Fpn. 46053. L. N.: 19. 1. 1945 aus den Beskiden.

OTTO GIRLICH, Gfr., geb. 20. 9. 1907 Breslau. L. N.: 19. 1. 1945 Masky (CSR), Pz.-Jäger-Batl. 62.



KONRAD KRAUT, Ogfr., geb. April 1911 in Karlsruhe, Fpn. 59036. L. N.: Nov. 1944 Skarziska-Kamenia.

NORBERT HÄUSLER, Lw.-Helfer, geb. 4. 6. 1928 in Schlesien, Fpn. L 63436. L. N.: Jan. 1945 Litzmannstadt.

GÜNTER GRAF V. MYCIELSKI, geb. 13. 11. 1894 Posen. Verm. 31. 1. 1946 Werder/H., angebl. n. ein Jahr n. Rußland.



HERBERT FISCHER, Sold., Fpn. 27770C. Zuletzt Regiment Feldherrnhalle.



HORST LIPPOLD, Ogfr., geb. 18. 1. 1923 Breslau, Fpn. L 31419. L. N.: 18. 8. 1944 Farsani in Rumänien.



KURT GRAMS, Ogfr., geb. 23. 3. 1911, Fpn. 17468. Bis Nov. 1944 Aufbaulag. 185, dann Samara im Ural.

ARTHUR ORTLIB, geb. 23. 3. 1920 Spaichingen-Halen Fpn. 13309. L. N.: Juni 1944 Mittelabschnitt.

JOSEF TWENHÖVEN-BRÜNING, geb. 3. 9. 1909 in St. Mauritz i. W., Fpn. 00808. L. N.: 15. 1. 1943 Stalingrad



WERNER SPITZFADEN, O.Gren., geb. 28. 5. 1917 in Hamburg, Fpn. 04681 C. L. N.: 16. 3. 1945 Stettin.



ROLF TRAUTWEIN, Uffz. geb. 29. 7. 1918. L. N.: Juli 1945 Wien, Schwarzenbergpl. 13, Stabsbildabteilung



WALTER BECKERT, Ogfr., geb. 4. 7. 1915 Sudetenland, Fpn. 02791 B. Vermißt: 16. 7. 1943 Prilepi Nish/Orel.



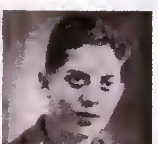
WERNER HURM, geb. 7. 6. 1922. L. N.: 23. 4. 1945 Berlin-Spandau, Gren.-Ers.-Batl. 67.

ARNDT SCHNEIDER Fhj.-Fw., J.R. 35, geb. 4. 1.-1923, Fpn. 57270 F. Vermißt: 24. 6. 1944 Orscha.

SEBASTIAN SAAM, Uffz. geb. 18. 3. 1914, Fpn. 36705. L. N.: 19. 12. 1943 westl. Nikapal.



ERNST LUDW. BLDM, geb. 10. 7. 1925. Verm.: 1945 Raum Neustrelitz b. 2-cm-Flak-Offz.-Schule Greilswald.



WILLI HELTEN, Ogfr., geb. 25. 12. 1924 Harz, Fpn. M 63817 D. L. N.: 10. 2. 1945 Marienburg/Elbing (Westpreußen)

WALTER HÜBNER, Hpt.Fw., geb. 3. 3. 1918 Ostpr., Fpn. 36720. In Lagaw (Gr. Weichselbg.) 4. 8. 1944 i. Gef.



GÜNTER PALLMER geb. 22. 2. 1925 Kr. Bautzen, Fpn. 13096. L. N.: 22. 6. 1944 Babruisk/Rußl.



ROLF GRASSL, Ogfr., geb. 5. 11. 1922 Passau, Fpn. 17298. Zul. ges. im Juni 1947 Lg. Maskau 45/3 Süd.

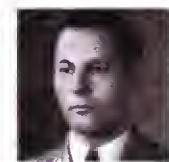


GERHARD KLAM, Gfr., geb. 2. 6. 1923 in Rohrbach (Saar), Fpn. 44878. Verm.: 20. 10. 1944 südl. Belgrad.



FRIEDRICH (FRITZ) HAYER, Lw.-Uffz., geb. 9. 7. 1921 CSR. Verm.: April 1945 Fahrt v. Iglau (CSR) nach Österr.

JOSEF KNIEPEN, Ltn., geb. 8. 2. 1915 Bez. Aachen, Fpn. 09311 A. L. N.: 10. 4. 1945 Letschin (Oderbruch).



MAURITIUS SPENGEL, Uffz., geb. 15. 9. 1913, Fpn. 14830. Verm.: 23. 6. 1944 Ssenna bei Witebsk.



MANFRED POHL, Gren., geb. 19. 8. 1927 Schles., Fpn. 08134. L. N.: 15. 1. 1945 Raum Lötzen (Ostpreußen).



CARLHEINZ BERNHARDT, Glr., geb. 5. 7. 1923 Chemnitz, Fpn. 11101 B. Verm.: 12. 7. 1943 Dudinaw/Orel.



JOHANN WITTMANN, Ogfr., geb. 11. 10. 1920, Fpn. 33407 AB. L. N.: 16. 8. 1944 Jassy (Rumänien).

LEO NIKISCH, Volkssf., geb. 18. 11. 1889, Fpn. 23565. Kom v. russ. Gef.-Lg. Breslau-Hundsfeld Herbst 1945 n. Rußland.

JOSEF SCHEINER, Ogfr., geb. 27. 3. 1918, Fpn. L 35580. Kam 31. 8. 1944 in Ploesti/Rumänien i. Gef.



JOSEF JANKU, Pion., geb. 29. 8. 1906, Pion.-Ers.-Batl. 213. L. N.: 9. 2. 1945 Glogau (Oder), Komp. Küstemeier.

FRITZ KLINGERT, Ogfr., geb. 13. 4. 1909, Fpn. 02115. Soll Koraganda-Lg. 7099, Rußland, sein.

CURT SCHNEIDER, Glr., geb. 22. 4. 1903, Fpn. 67436. L. N.: Jan. 1945 Budapest.

Jeder Helfer

ist uns willkommen. Bitte schreiben Sie uns gleich, wenn Sie Angaben zu den auf dieser Seite veröffentlichten Vermißtenbildern machen können. Reichen Sie die DEUTSCHE JLLUSTRIERTE weiter. Vielleicht weiß ihr Nachbar oder Freund etwas! Zuschriften unter Kennwort „Helft uns suchen" an die DEUTSCHE JLLUSTRIERTE, Stuttgart 1, Postfach 688, erbeten.

Wenn du niederfällst und mich anbetest

du die Sprache verloren?" rief Walko Iwanoff in lärmender Heiterkeit. „Sage Madame, daß sie die Auswahl zwischen zwanzig Pferden haben wird, und wenn wir Wildpferde einfangen und über Nacht zu zahmen Lämmern machen müßten!"

„Sie werden bekommen, was Sie wünschen, Madame", sagte Michail förmlich. „Unterm Damensattel geht auch ein heftiges Pferd ruhig."

„Ein schwacher Trost", lächelte Madeleine.

„Du bist ein Bauer, Mischa!" lachte Walko Iwanoff. „Du wirst den Gaul eben vorher eine Stunde abreiten!"

„Im Damensattel?" quietschte Tatjana. „Das muß ich sehen! O Michail Andrejewitsch, rufen Sie mich, wenn Sie Madeleines Pferd im Damensattel abreiten!"

Michail warf Tatjana einen bösen Blick zu. „Wie unsportlich sie manchmal sein können, Tatjana Walkowna", sagte er, froh, eine Ablenkung zu finden. „Mit demselben Recht könnten wir es für unangebracht halten, wenn ein junges Mädchen im Herrensattel sitzt."

„Faß! Faß!" hetzte Walko Iwanoff. „Ihr habt euch lange nicht in der Wolle gehabt, ihr zwei! Endlich wird's hier gemütlich!"

*

Michail hatte dem frommsten Pferd, das er unter den alten Pferden finden konnte, zu allem Überfluß Kandare anlegen lassen, obwohl sonst lediglich auf Trense geritten wurde. Madeleine hätte auf einem hölzernen Karussellpferd nicht sicherer sitzen können.

Er half ihr in den Sattel. Sie sah in ihrem korrekten Reitdreß aus, als hätte sie die Absicht, zu einem Turnier anzutreten. Tatjana wirkte neben ihr wie ein verwilderter Stallbursche.

„Lassen Sie die Hunde zu Hause", sagte Michail streng und beobachtete mißtrauisch Tatjanas unruhig tanzendes Pferd. Es versuchte zu steigen, als sie aufsitzen wollte. Zweimal glitt sie aus dem Bügel. Sie quiekte vor Vergnügen. „Werfen Sie mich hinauf, Michail Andrejewitsch!" verlangte sie.

„Einen unzuverlässigeren Bock hätten Sie sich wohl nicht aussuchen können?" zischte er, während er ihren Wunsch erfüllte. Tatjana setzte eine Unschuldsmiene auf. „Magoh ist das frommste Tier der Welt", behauptete sie dreist, „er hat nur ein bißchen lang gestanden."

„Bleiben Sie wenigstens hinter uns", befahl Michail kurz und ritt an Madeleines rechte Seite. Tatjana gehorchte widerwillig.

Beim Anreiten machte Magoh einen Satz, als müßte er einen mittleren Graben überspringen.

In abgekürztem Trab bogen sie in den schattigen Reitweg ein. Michail lauschte mißtrauisch auf das Schnauben hinter seinem Rücken. An der ungleichmäßigen Gangart, die immer wieder in kurzen Galopp ausartete, merkte er nur allzudeutlich, daß Tatjana ihre liebe Not mit dem unbändigen Gaul hatte. Sein eigenes Pferd wurde unruhig. Es ging auf den Zügel und begann mit dem Kopf zu schlagen.

Er drehte sich um. „Wird da hinten jetzt bald Ruhe?" fragte er scharf. Tatjana war vor Anstrengung rot wie ein Krebs. „Könnten wir nicht ein bißchen galoppieren?" fragte sie atemlos. „Wenn Magoh abgoloppiert ist, geht er wie ein Lamm."

„So machen Sie kehrt und galoppieren Sie, bis ihm die Zunge zum Hals heraushängt", fauchte Michail.

„Hab ich schon versucht", gestand Tatjana kleinlaut, „es geht aber nicht. Er kehrt nicht um. Er klebt."

„Wenn Sie nicht reiten können, so lassen Sie es bleiben, aber stören Sie nicht andere mit Ihrer Stümperei!"

„Wenn die anderen reiten könnten, würde es gar nicht auffallen, daß Magoh vorwärts will", rief Tatjana fast weinend. „Ich kann ihn nicht mehr halten!"

„Verdammt, Sie werden ihn halten!" sagte Michail wütend. „Wenn Sie ihn jetzt laufen lassen, geht er Ihnen durch."

„Und wenn!" schrie Tatjana trotzig. „Einmal wird er schon wieder zur Vernunft kommen! Seit wann haben Sie feige Gedanken, Michail Andrejewitsch?"

„Vorsicht ist nicht Feigheit, Leichtsinn ist nicht Mut, Tatjana Walkowna", entgegnete Michail böse. „Sie haben nicht erlebt, was ich erlebt habe, sonst würden Sie nicht wie ein dummes Kind sprechen."

„Was haben Sie denn erlebt?" fragte Tatjana neugierig und benutzte die Gelegenheit, trotz des Verbots an Michails Seite zu kommen.

„Sie sollen zurückbleiben, zum Teufel", fuhr er sie an, aber es war zu spät. Magoh setzte mächtig unter, riß Tatjana die Zügel durch die Hände und stürmte mit unheimlicher Kraft los. Seine Hufe schleuderten Erdklumpen bis in die Zweige der Bäume.

Sofort fiel auch Madeleines Pferd in heftigen Galopp. Michail blieb nichts weiter übrig, als sich neben ihr zu halten.

Er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er hielt sich um eine Kopflänge hinter ihr. Er hatte Angst um sie. Wenn sie nur nicht die Nerven verlor! Er sah das Bild einer Frau vor sich, die man mit gebrochenem Genick gefunden hatte. Sie hatte sich mit solcher Kraft gegen den Tod gewehrt, daß die Zügel rissen, und sie war das Teuerste gewesen, was er besessen hatte – Talhemeh, seine Mutter.

Im Tode hatte ein seltsames Lächeln um ihren Mund gelegen – dasselbe Lächeln, das er auf Madeleines Gesicht wiedererkannt hatte ...

Die Pferde streckten sich, mehr und mehr, die Bewegung war nur noch ein Gleiten. Michail dachte an seine tote Mutter, und die Angst saß ihm im Genick. Er bog sich weit vor und griff Madeleines Pferd in die Zügel, dicht hinter dem Gebiß. Dann warf er sich dem eigenen Pferd mit aller Kraft ins Kreuz.

Die Geschwindigkeit verringerte sich. „Halten Sie sich fest, Madame, wir biegen rechts ab!" rief er. Dann riß er die Pferde herum, in einen Seitenweg hinein. Nach ein paar kurzen, hohen Galoppsprüngen fielen sie in Schritt und beruhigten sich rasch.

Michail war wie aus dem Wasser gezogen, aber Madeleine sah aus, als käme sie geradewegs aus ihrem Zimmer. „Haben Sie denn keine Angst gehabt, Madame?" fragte er verständnislos.

Madeleine streifte Schaumflocken von ihrem Rock. „Nein", sagte sie. „Ich habe keine Angst, wenn Sie bei mir sind."

Wie konnte sie so sprechen, nach dem, was vor 24 Stunden auf dem Rasenplatz vor der Terrasse geschehen war? Wußte sie, daß sie selbst es gewesen war, die er in die Arme genommen und geküßt hatte? Wußte sie, daß sie ihm in diesem Augenblick gehört hatte? Wußte sie es, und war das die Antwort?

Großer Gott! Warum tat sich die Erde nicht auf? Warum fiel der Himmel nicht ein? Alles war ausgelöscht, weggefegt, gegenstandslos. Alles. Die Lockung des Alten, das Verlangen nach Reichtum und Macht, die klare Vernunft, der harte, nüchterne Wille. Es war nur noch diese Frau da – und ein wahnsinniges Begehren und sonst nichts. „Ich liebe Sie, Madeleine", sagte er tonlos.

Die Pferde gingen im Schritt nebeneinander, ihre Mähnen wogten im Takt der Schritte. Madeleine sah Michail nicht an. „Ich weiß es, Michail Andrejewitsch", sagte sie leise. „Seit gestern früh weiß ich es."

Der Park war zu Ende. Hinter seinen letzten Bäumen breiteten sich Felder und Wiesen und weit dahinter die Steppe, blendend im schattenlosen Sonnenlicht. Sie hielten die Pferde an.

„Michail Andrejewitsch – Sie müssen ‚Heimat der Bären' verlassen."

Er sah starr geradeaus, in die flimmernde Weite, auf den verschwimmenden Horizont. „Ja", sagte er bitter, „ja. Was bleibt mir jetzt noch anderes übrig, nicht wahr?"

„Was sind Sie für ein trotziges Kind, Michail!" Die Sonnenkringel tanzten über ihr helles Gesicht, über ihre Hände, die auf dem Knie lagen und locker die Zügel hielten. „Sie müssen fort, weil – weil ich Sie liebe."

Fortsetzung folgt



SCHLANK

sein kann jeder!

SIE FRAGEN WIR *antworten!*

Frage: Ich habe von den großartigen Erfolgen mit dem Entfettungszucker VITOLAN, jetzt SCHLANKIN, bereits des öfteren gehört. Worauf beruht diese überraschende Wirksamkeit?

Antwort: SCHLANKIN oder bisher VITOLAN entschlackt nicht durch Abführen oder giftige Zersetzung. Es verlangt keine Hunger-, Diät- und Fastenkuren. SCHLANKIN enthält keinerlei Gifte, es ist bekömmlich und dient der Gesundheit.

Frage: Dann hat SCHLANKIN wohl ein besonderes Geheimnis? Denn mit den bisherigen Methoden scheint es nichts zu tun zu haben.

Antwort: Ein Geheimnis? Ja, aber eines, das jeder wissen kann: SCHLANKIN verringert auch den Nährwert Ihrer Nahrung im Magen. Sie essen bei normalisiertem Appetit und brauchen keinen Hunger zu leiden. SCHLANKIN sorgt, daß Ihr Hungergefühl früher gestillt ist und von Ihrem Mahl nur ein Teil im Körper zur Entfaltung gelangen kann. Es ist so, als würden Sie weniger essen oder als würden Sie den Hauptteil Ihrer Nahrungseinnahme unverdaut ausscheiden.

Frage: Das ist großartig! Man braucht sich also nichts zu versagen und magert ab, weil es für den Körper so ist, als ob man nur eine kleine Menge von dem essen würde, was man tatsächlich zu sich nimmt. Ich kann mir nun vorstellen, weshalb jeder von SCHLANKIN begeistert ist. Wirkt SCHLANKIN auch noch auf andere Weise?

Antwort: O ja! SCHLANKIN baut darüber hinaus das bereits angesetzte Fett ab. Außerdem reguliert es den beim Korpulenten meist übertriebenen Appetit auf ein normales, gesundes Maß ein. Es sorgt, was sehr wichtig ist, für regelmäßigen Stuhlgang und ausreichende Entwässerung.

Frage: Bei diesen vielen Wirkungen, die sich alle in einem Punkt vereinigen, müßte man annehmen, daß SCHLANKIN das ganze Allgemeinbefinden hebt. Ist das so?

Antwort: Absolut! Man fühlt sich vom ersten Augenblick an „unbeschwerter", gesünder, jünger. Was das heißt, kann sich jeder vorstellen. Dieses Fühlen beeinflußt umgekehrt wieder die Psyche, so daß der SCHLANKIN-Verbraucher nicht nur abmagert, sondern gleichzeitig aufblüht. Es heißt ja: Nimm SCHLANKIN und du wirst ein anderer Mensch.

Frage: Trotzdem aber gibt es doch immer wieder viele Leute, die skeptisch sind, die nicht jeder neuen Sache gleich trauen. Wie kann man auch diese Menschen überzeugen?

Antwort: Das ist ganz einfach! Jeder bezieht SCHLANKIN das erstemal auf Probe. Es kann jeder einen kostenlosen Versuch machen und die angebrochene Packung innerhalb 14 Tagen ohne Angabe von Gründen zurückschicken. Jeder kann sich also ohne Risiko ü b e r z e u g e n.

Die Antwort des Fragers: Das will ich auch tun. Ich werde heute noch SCHLANKIN bestellen. Denn je früher man seinem Übergewicht zu Leibe rückt, um so besser!

Tun Sie es ebenso!

Auch Sie...

... können sich von Ihrem Übergewicht befreien. Auch Sie können wieder jung werden! Sie müssen nur Ihr überflüssiges Fett verlieren. Aber das ist ja heute so leicht! Für jeden!

Sie nehmen SCHLANKIN-Entfettungszucker und machen Ihre Kleider enger. Das ist alles.

SCHLANKIN-Entfettungszucker schützt Sie vor Enttäuschung, weil Sie einen **kostenlosen Versuch** machen und die angebrochene Packung **ohne Angabe von Gründen** wieder zurücksenden können. Für Ihren Versuch können Sie sich in aller Ruhe **vierzehn Tage Zeit** lassen.

SCHLANKIN wird Sie begeistern. Sie brauchen nur zu probieren. Auf unsere Kosten. Auch Sie werden dann SCHLANKIN zu Ihrem ständigen Begleiter machen, der Ihnen das Normalgewicht Ihrer 20iger Jahre bringt und dann darüber wacht, daß Sie dieses Gewicht auch behalten.

Es ist etwas Wahres daran, wenn man sagt:

Nimm SCHLANKIN und Du wirst ein neuer Mensch!

Man ist oft so gleichgültig. Auch gegen sich selbst. Man merkt plötzlich ein Speckfältchen und – lacht darüber. Und so wie man den Zeiger der Uhr sich nicht bewegen sieht und plötzlich feststellt, daß es „spät" geworden ist, ebenso merkt man nicht, wie das Fältchen kleiner und kleiner und der Wulst größer und größer wird und man plötzlich „dick" oder zumindest „zu dick" geworden ist. Man erschrickt! Aber wieder wird man gleichgültig, denn man gewöhnt sich so schnell auch an das Unangenehme.

Haben auch Sie sich schon an Ihr Übergewicht gewöhnt! Dann werfen Sie schnell einen Blick in den Spiegel und bedenken Sie dabei, daß Korpulenz nicht nur unschön, sondern auch schädlich ist. Ja, schlanke Menschen sind gesünder und leben länger als korpulente. Das ist eine Volksweisheit. Die Wissenschaft hat sie bestätigt. Aber nicht nur das: Korpulenz macht alt und „schwer", nämlich schwerfällig, träge, sie nimmt uns unsere Jugendlichkeit, läßt uns frühzeitig altern, sie läßt uns zu „altem Eisen" werden.

Nein, zum „alten Eisen" sollte man sich nicht zählen, ehe man neunzig ist. Und noch mit neunzig wird d e r jung sein, der kein Fett unter seine Haut gleiten ließ. Sehen Sie sich doch bei den Persönlichkeiten um, die Ihnen imponieren. Unter den Alten sind die Schlanken die Jüngsten. Das ist eine Wahrheit, die zu denken geben müßte.

Und auch der Erfolg im Leben ist eng mit der „Schlankheit" verknüpft. So manche Pechsträhne, so mancher Mißerfolg, der nicht enden will, mag auf Ihr verändertes Aussehen zurückzuführen sein. Schlanke Menschen sind eben schöner, ästhetischer, anziehender, sympathischer. Das gilt für Beruf und Eheleben. Sie finden eher Kontakt, Freundschaft, Liebe ...!

Treten Sie nicht Ihr Lebensglück mit Füßen. Entschließen Sie sich, sich von Ihrem Übergewicht zu befreien.

Da hilft nur eines: *Schlankin*

BISHERIGE BEZEICHNUNG: *Vitolan*

ENTFETTUNGSZUCKER

– ohne Borgehoff –

Überzeugen Sie sich selbst

und bestellen Sie noch heute! Der Versand erfolgt per Nachnahme. **Bei Rückgabe der angebrochenen Packung vergüten wir den vollen Kaufpreis! Bitte** bedienen Sie sich des tieferstehenden Bestellscheines. Wenn Sie ihn nicht herausschneiden können, dann verwenden Sie bitte einfach eine Postkarte. Gegebenenfalls heben Sie diese Anzeigenseite auf für den späteren Gebrauch.

SCHLANKIN-Entfettungszucker ist das neue und erprobte Schlankheitsmittel, das in seiner Wirkung auch Sie überraschen wird. Bei Daueranwendung führt es nicht nur das Gewicht auf das normale Maß zurück, sondern sorgt auch für ständige Beibehaltung des ersehnten Idealgewichtes. Der Preis einer Vierwochen-Kurpackung beträgt **DM 6,90.** Das sind 20 Pfg. täglich! SCHLANKIN kann sich deshalb jeder leisten! (In Wirklichkeit kostet die SCHLANKIN-Kur praktisch gar nichts, denn SCHLANKIN reguliert Ihren Appetit und vermindert so die Nahrungs-Ausgaben.)



KEIN GELD SENDEN!

AN VITA PHARMAZEUTIK, Stuttgart-Rohracker

Bitte senden Sie mir 1 / 2 / 3 Packungen (Nichtgewünschtes bitte streichen) SCHLANKIN-Schlankheitszucker zum Einzelpreis von DM 6.90 zuzüglich Porto und Gebühren per Nachnahme.*)

D 4

Bitte fügen Sie Ihrer Sendung eine ausführliche Gebrauchsanweisung bei!

Bitte recht deutlich schreiben:

Vor- und Zuname: .... **Alter:** ....

Ort: .... **Straße:** ....

Post: ....

*) Nachnahmen stellen kein Mißtrauen dar, sie sind vielmehr die einfachste und daher auch beliebteste Waren-Versandart. Vor allem aber eines: Nachnahmen ersparen Buchungs- und Verwaltungsarbeit. Das kommt Ihnen zugute; im Preis. Risiko gehen Sie dabei keines ein. Denn schicken Sie die angebrochene Packung innerhalb 2 Wochen zurück, erstatten wir Ihnen den vollen Kaufpreis.

HEUTE NOCH EINWERFEN!

Versand auch ins Ausland und nach Übersee! Auslandsbesteller bitten wir, Vorauszahlung zu leisten auf Württembergische Landessparkasse Reutlingen oder auf Postscheckkonto Stuttgart Nr. 101 899. In Österreich erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern oder direkt über SCHLANKIN-MULTIHARM, Wien XIX, Strehlgasse 32.







Ein aufsehenerregender Bericht von Peter Bergen:

Das Geheimnis von

Immer wieder wird die Weltöffentlichkeit von der Tatsache erregt, daß „Heiler" oder „Hellseher" und „Sensitive" scheinbar nachweislich über Kräfte verfügen, die über das Fassungsvermögen des gewöhnlichen Sterblichen hinausgehen. Was jedoch unser Berichterstatter mit dem holländischen Magnetiseur Gérard Croiset erlebte, grenzt fraglos an das Begriffsvermögen jedes einzelnen unter uns. Peter Bergen besuchte Croiset nicht nur in seiner holländischen Praxis – er reiste mit ihm auch nach all den Orten, wohin ihn die Kriminalpolizei oder andere um Rat und Hilfe flehende Menschen gerufen hatten. Sein Bericht schildert die seltsamsten Fälle.

Ist es denn wirklich in Italien?"

Ja, ich habe keinerlei Zweifel ... und jetzt ... das Flugzeug ... da ist es ... es schlägt um ... jetzt. Mein Gott, es schlägt um. Es fällt ... fällt auf den Rücken ... da fliegt noch etwas davon weg ..."

Croiset ist mit einem Sprung am Telefon.

„Doktor Plesman!" ruft er ins Telefon, als die Verbindung da ist, „ich muß unbedingt Doktor Plesman sprechen."

„Tut mir leid. Der Herr Generaldirektor hat sich bereits nach Den Haag begeben."

„Oh", murmelt Croiset enttäuscht. Und es klingt ein Zweifel aus seiner Stimme.

„Moment", antwortet das Büro, „ich glaube, er ist noch draußen an seinem Wagen. Ich werde nachsehen und ihn holen."

Es sind noch keine zehn Minuten seit dem ersten Gespräch vergangen, als Dr. Plesman zum zweitenmal mit Croiset am Telefon spricht. Diesmal aber kommen Angaben, Eindrücke.

Plesman kann nur mit dem Kopf nicken. Das stimmt alles. Croiset hatte also Kontakt gefunden.

Dann aber umkrampft seine Hand den Hörer, denn Croiset sagt: „Ich sehe jetzt auch den Flugzeugführer, den Piloten. Ein junger Mann." – Es folgen Einzelheiten, Angaben, Lebensbeschreibungen, Charakterisierungen.

„Das ist Hans", unterbricht Dr. Plesman. „Das ist mein Sohn. Er war Kapitän der Maschine."

„Oh!" Croiset verstummt betroffen. „Oh, das ist ... das tut mir sehr leid."

„Weiter", befiehlt Dr. Plesman fiebernd.

„Ja", antwortet Gérard Croiset. „Es ist, ich glaube, es hat mit einer Explosion zu tun ... Ein Flügel bricht ab ... im Rumpf ist ein Loch ... ich sehe drei Männer ... Af aber ... sie haben so rote Kappen ... Fes ... sie stehen direkt neben der Maschine ... das muß in Kairo sein ..."

„Danke", sagt Dr. Plesman aufgeregt. „Danke, Croiset. Ich muß jetzt aufhängen. Sie können mich ja im Haag wieder anrufen."

Eine Stunde später erfährt die holländische Öffentlichkeit zum erstenmal Einzelheiten der Katastrophe.

*

Sonntag.

Sonntag, der 26. Juni.

In einer luxuriösen Wohnung in Scheveningen sitzen sich drei Männer gegenüber: Gérard Croiset, Generaldirektor Dr. Plesman und ein Sekretär der KLM, der die Aussagen zu Protokoll nehmen soll.

Croiset glaubt jetzt deutlicher zu sehen als in den ersten, schreckerfüllten Minuten nach dem Bekanntwerden der Katastrophe.

„Die Maschine schlug um, lag dann auf dem Rücken, machte in dieser Position einen Sturzflug ...", sagt er leise, „ .. an den Flügeln ist etwas abgebrochen. Lang, schmal ..."

„Die Landeklappen", sagt Dr. Plesman hart.

„Ja, die Landeklappen. Und da ist noch ein sehr großes Loch. Irgend etwas fällt auch heraus. Etwas Dunkles. Ich weiß nicht, was es ist ..."

Dann glaubt Gérard Croiset erneut die Wüste zu sehen. „Es sind drei Männer mit weißen Uniformen und goldenen Schulterstücken. Sie haben rote Fes auf. Sie stehen dicht bei der Maschine. Ein paar Araber gehen an Bord. Einer hat ein Paket unterm Arm ..."

Die beiden anderen schweigen. Generaldirektor Plesman hat sich leicht vorgelehnt. Sein blasses Gesicht verrät höchste Spannung: „Ein Paket?"

„Ja, ein Päckchen. Es ist etwas mit diesem Päckchen. Es scheint mir, daß Sprengstoff darin ist. Ich glaube ... ich glaube ... die Ursache von dem Unglück muß Sabotage sein ..."

Sabotage!

Das Wort hängt groß und schwer in dem weiten, eleganten Raum. Es hakt sich in Dr. Plesmans Gedanken fest. Er wird es nicht los ...

Der Generaldirektor ist ein nüchterner, harter, tatkräftiger Mann. Ein Mann der „facts". Ein Mann, bei dem nur Tatsachen zählen.

Aber wo soll er in diesem Fall die Tatsachen herbekommen? Und er will, ja, er muß die Ursache dieser Katastrophe klären. Nicht nur, weil sie ihm den Sohn genommen hat. Auch weil das Prestige seiner Gesellschaft, weil die Sicherheit ihrer Passagiere, weil die Position der KLM im erbarmungslosen internationalen Konkurrenzkampf der Luftgesellschaften auf dem Spiel steht.

Dr. Plesman glaubt nicht an Sabotage. Nein – es würde wahrscheinlich ein technisches Versagen sein. Auch die Angabe Croisets, die Maschine habe sich vor dem Sturz auf den Rücken gelegt, läßt darauf schließen.

Aber er wird, er muß jede Spur verfolgen, die zur Aufklärung des Absturzes der „Roermond" beitragen kann.

Zunächst wird der KLM-Vertreter in Kairo, Dellaert, in einem persönlichen und vertraulichen Bericht über die Vermutungen zur Sache vernommen.



Utrecht

Als die Antwort Dellaerts die Möglichkeit einer Sabotage nicht bestreitet, werden von Dr. Plesman zwei höhere KLM-Beamte beauftragt, so diskret als möglich – an Ort und Stelle – Nachforschungen anzustellen.

Die Kommission, die Ende Juni auf dem ägyptischen Flugplatz Farouk eintrifft, führt als wichtigstes Gepäck ein vier Seiten starkes Schreibmaschinenprotokoll mit: Die Aussagen Croisets.

Über den weiten Betonpisten flimmert die Hitze. Drinnen im Flugplatzgebäude halten Klimaanlagen die Temperatur in erträglichen Grenzen.

„Uns geht es vor allem darum", sagt einer der KLM-Emissäre – er sagt es an diesem Vormittag zum dutzendsten Male –, „also uns geht es vor allem darum, herauszufinden, ob noch irgend jemand ein Paket mitgenommen hat. Dieses Paket soll etwas mit drei Herren zu tun haben, und zwar wahrscheinlich mit ägyptischen Passagieren. Ist Ihnen davon etwas bekannt?"

Sie haben jetzt einen „Messenger" im Gebet. Einen der uniformierten Boys, die von den Fluggesellschaften zur Unterstützung der Passagiere aufgeboten werden. Das braune Gesicht des Jungen wird plötzlich lebendig: „Yes, Sir – das stimmt!"

Sie halten den Atem an: „Was stimmt?"

„Da waren drei ägyptische Herren, die zusammengehörten. Und dann habe ich gesehen, wie einer ein Paket in die Hand nahm, ein ziemlich großes, braunes Paket ..."

„Weiter!"

„Er hat es sich so genau angesehen. Die Verpackung war ziemlich schlecht. Fettflecken waren darauf. Ich erinnere mich."

„Und?"

„Und dann hat er mich gerufen, an die Rampe, und hat gesagt, ich soll das Paket wieder seiner Familie bringen, weil er es nicht im Koffer unterbringen könnte. Er würde damit nur alles schmutzig machen."

„Was war denn in dem Paket?" Der KLM-Beamte lehnt sich vor. „Weißt du das zufällig?"

„Käse!" grinst der Junge. „Käse, Sir!"

Die Herren aus Den Haag sehen sich an. Sie wissen nicht, ob sie lachen sollen. Ein Käsepaket?

Sicher also, daß Croiset das Paket „gesehen" hat, aber er hat nicht „gesehen", daß es wieder zurückgegeben wurde. Da war sein „Film" abgerissen – und Croiset, angesichts der gespannten Lage im Nahen Osten, empfing aus diesem Zwischenfall offenbar eine Vision, die alles andere überlagerte: den Eindruck, die „Roermond" sei durch eine Bombe zum Absturz gebracht.

Doch wenn es da vielleicht noch ein anderes Paket gab ... wenn er trotzdem recht haben sollte?

Sie suchen weiter.

Doch sie tun es ohne innere Überzeugung – und sie finden auch nichts.

Schließlich hatte Croiset ja auch noch eine andere Angabe gemacht, die in Widerspruch



zu der Theorie mit der Bombe stand: Die „Roermond" habe sich auf den Rücken gelegt und sei dann steil nach unten gestürzt.

Als die beiden Herren wieder in Holland eintreffen, haben sich inzwischen Augenzeugen des Unfalls gemeldet. Deren Schilderung deckt sich mit den Aussagen des Hellsehers ganz genau: Die „Roermond" hat sich um die eigene Achse gedreht, lag auf dem Rücken und ist dann steil wie ein Stein nach unten gerast.

Im März 1952 gibt die KLM einen Schlußbericht über die Katastrophe ab. Darin heißt es: „Nach Augenzeugenberichten drehte sich die ‚Roermond' beim Absturz auf den Rücken und kam dann steil herunter. Die Untersuchung vermochte für diesen Sturz keine Erklärung zu finden. Am ehesten kann noch angenommen werden, daß die Katastrophe auf ein Versagen des sogenannten automatischen Piloten zurückzuführen ist."

Das Mysterium dieses Unfalls, der so viele Menschenleben kostete, ist also nicht zu lösen, und damit bleibt auch die Frage unbeantwortet, ob und inwieweit der Hellseher sich getäuscht hat.

Man wird aber Professor Tenhaeff recht geben können, der dazu kommentierte: „Man mag wohl in diesem Fall Croisets Aussagen am besten mit denen eines entsetzten Augenzeugen vergleichen. Allerdings mit dem Unterschied, daß sich seine Eindrücke auf bereits vergangenes Geschehen beziehen, daß fragmentarisch von ihm gesehen wurde."

*

Der Mord, von dem hier berichtet wird, spielt in Süddeutschland, im Jahre 1950. Es ist ein Dutzendfall. Ein Mord, brutal, gemein und unbegreiflich, wie viele in dieser Zeit, die das menschliche Leben abzuwerten scheint.

Der Gewinn, den der Mord den Tätern eintrug, waren 600 Mark. Der Preis dafür: ein Toter und das Glück einer Familie.

Am 1. Oktober des Jahres 1950 verläßt ein Bauer in Süddeutschland seinen Hof. In seiner abgewetzten Brieftasche trägt er 600 Mark.

Das Geld ist sauer genug verdient. Mark um Mark, Pfennig um Pfennig wurde es zurrückgelegt. Nun endlich ist es soweit, nun endlich konnte der Bauer sich nach einer Kuh umtun, die er schon lange brauchte. Er hat sein Fahrrad dabei. Es wird eine lange Wanderung werden, denn gute Jungtiere sind selten.

So fragt er bei den Bauern, er klopft bei den einsamen Höfen an, trinkt da und dort einen Kirsch, spricht über das Wetter, die Ernte, die Politik und schließlich über seinen Kauf. Aber was ihm angeboten wird, sagt ihm nicht zu. Wie alle Bauern ist er langsam und gründlich in seinen Entschlüssen. – Er will den vollen Gegenwert seines Geldes und wenn möglich noch ein bißchen mehr.

Als er in einer Wirtschaft ein Viertel Wein zu sich nimmt, ist es bereits später Nachmittag. Und als er das Lokal verläßt, beginnt es zu dunkeln.

Seine Familie wartet die ganze Nacht zu Hause. Umsonst! Der Vater kehrt nicht zurück.

Am nächsten Morgen wird der Bauer gefunden. Mit eingeschlagenem Schädel. Beraubt! Die Leiche liegt halb im Wasser eines kleinen Flußlaufs. Blutspuren führen hinauf an die wenige Meter entfernte Straße. Die Beamten der Mordkommission stellen fest, daß der Bauer an der Straße überfallen wurde, daß man ihn mit einem harten Gegenstand die Schädeldecke verletzte und ihn dann in bewußtlosem Zustand in den Flußlauf warf, wo er ertrank.

Dies in knappen Strichen der Tatbestand der Mordsache. Von den Tätern fehlt jede Spur.

Welche Anstrengungen die Mordkommission auch unternimmt, sie führen zu keinem Ergebnis. Was auch immer von Seiten der Mordkommission unternommen wird: alle Fährten verlaufen im Sand.

Ein Jahr später hat der Leiter der Mordkommission erneute Gelegenheit, sich mit dem Fall zu beschäftigen.

Diesmal sind es keine Ermittlungen, keine neuen Indizien, keine Aussagen, die zur Diskussion stehen.

Diesmal wird man an Hand des Falles einen Holländer testen, der von sich behauptet, das „zweite Gesicht" zu haben, der als Hellseher in Zusammenarbeit mit der holländischen Polizei schon Erfolge erzielt hat.

Diesmal sollen die Hintergründe des Mordfalles zum Beweis dafür dienen, ob Paragnosten tatsächlich bei der Ermittlungsarbeit von Bedeutung sind, ob an ihren Aussagen etwas drum und dran ist, ob sie sich also auswerten lassen.

Das Experiment findet in einem Institut statt. Der Holländer Croiset hat von seiner Arbeit gesprochen. Professor Tenhaeff hat sie kommentiert, hat die Erfahrungen der holländischen Polizei erläutert, hat betont, wie wichtig es sei, einen Paragnosten nur unter der Führung eines umsichtigen und mit der Materie vertrauten Psychologen arbeiten zu lassen, da sonst der Schaden größer sein könne als der Erfolg.

Die Ausführungen der beiden Holländer haben einzelne Herren der Polizei teils beeindruckt, teils skeptisch zur Kenntnis genommen. Aber sie kamen ja nicht, um zuzuhören. Sie haben ihre eigene Überraschung für Croiset vorbereitet. – Was sie bisher hörten: in der Theorie klang das alles sehr schön und gut.

Doch nun würde man sehen, wie ein Hellseher sich in der Praxis bewährt, nun würde man diesem Gérard Croiset mal auf den Zahn fühlen.

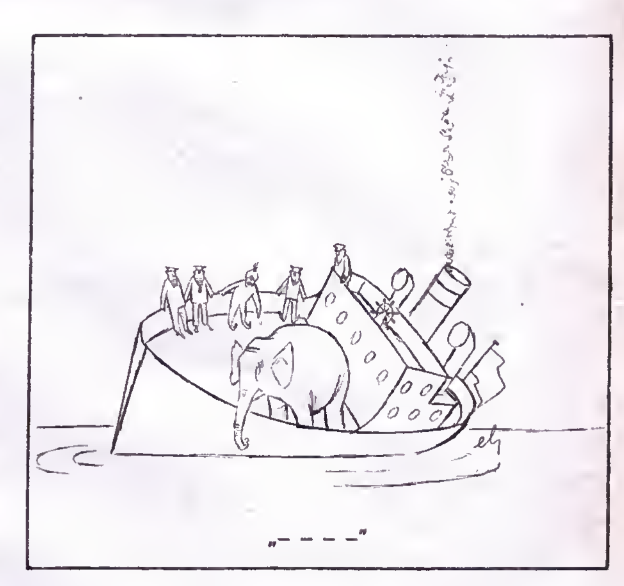
Es ist schon sehr spät, als einer der Männer der Mordkommission den Raum verläßt. Nach einigen Sekunden ist er zurück. In der Hand hält er nun ein etwa 70 cm langes, abgesägtes Stück Holz. Croiset blickt ihm entgegen. Gerade hat er sich noch leise unterhalten. Aber nun unterbricht er sich mitten im Satz.

Seine Augen weiten sich, sein Gesicht zuckt aufgeregt. Er springt auf. Der Mann scheint von einer ungeheuren Erregung geschüttelt. „Aber mein Gott!" ruft Croiset, „... mein Gott, was haben Sie da!?" Und dann lauter, beinahe schreiend: „Was ist das? Ein Mord! Ein Mord!"

Croiset ist jetzt in einem Zustand hochgradiger Erregung. Er läuft dem Mann mit dem Stück Holz entgegen, nimmt es ihm aus der Hand, hält es wie zum Schlag erhoben. „Der Kopf. Man hat ihn am Kopf getroffen. Hier auf den Hinterkopf, furchtbar ..."

Der Kriminalkommissar ist zu überrascht, als daß er eine Antwort findet. Mit einer so prompten Reaktion hatte niemand gerechnet. Es gab ja dazu auch nichts zu sagen. Der Bauer erlitt tatsächlich schwere Verletzungen am Hinterkopf. Der Schlag allerdings wurde nicht mit dem Holz ausgeführt, sondern wahrscheinlich mit einer gewichtigen, großen Zuckerrübe.

Der bewußtlose Bauer war dann von seinen Mördern an den Flußlauf geschleift worden, wobei sein blutender Hinterkopf an das Bäumchen gestoßen war, von dem das Stück Holz stammte.



„– – – –"

„Ich sehe eine Straße", ruft Croiset, „... etwas weiter ein Haus, ich sehe ein Gebüsch ... und da ist auch Stacheldraht in der Nähe."

Der Bauer wurde an einer belebten Straße ermordet.

Vom Tatort aus gesehen, in etwa 250 Meter Entfernung, steht ein Haus. An der Böschung des Flußlaufs, wohin der Bauer geschleift worden war, befinden sich Heckenreihen. An der gegenüberliegenden Böschung ein Drahtzaun, allerdings nicht aus Stacheldraht. Ein großer Stacheldraht jedoch umschließt ein Truppenlager der Besatzungsmacht, in dem sich auch – nach dem Verdacht der Polizei – die Täter aufgehalten haben sollen.



„– – – –"

Croiset blickt jetzt auf den Boden. Mit seinen kurzen, raschen Schritten läuft er auf und ab. Im Raum herrscht bleiernes Schweigen. Dann sagt er beinahe unhörbar: „Der Mann, der das getan hat, ist etwa 32 Jahre alt. Er hat eine Soldatenmütze."

Die Beamten blicken sich an. Auch dies würde auf die Mordtheorie zutreffen.

„Er hat ein scharfes Profil, wie ich. Große Nase. Eine Soldatenmütze mit zwei hellen Knöpfen."

Ein Beamter der Mordkommission zuckt die Achseln. Wenn der Täter tatsächlich aus dem Lager stammte, war alles weitere nun so gut wie aussichtslos, denn der Mörder des Bauern würde sich dann vermutlich schon längst jenseits der Grenze befinden.

„Ich sehe ein altes Fahrrad. Das Vorderrad ist krumm. Er fährt den Berg hinauf ..."

Dies war eine hundertprozentige Aussage Gérard Croisets. Der Ermordete führte tatsächlich ein Fahrrad bei sich. Ein altes Fahrrad. Als man es fand, war das Vorderrad verbogen.

„Er fährt zu einem Dorf. In dem Dorf ist eine cremefarbene Kirche mit einem ganz schlanken, spitzen Turm."

Jeder im Raum, mit Ausnahme von Croiset, kannte die „cremefarbene Kirche" – die Kirche des Ortes, wo der Bauer zuletzt lebend gesehen wurde.

„Hatte er etwas mit Kühen zu tun?"

Croiset blickte fragend in die Runde. Die Kriminalbeamten bringen vor Verblüffung kein Wort heraus. Auch das wußte dieser seltsame Mann aus Holland.

Und dann: „Hat der Mann Kühe verkauft oder wollte er welche kaufen? Da ist doch irgend etwas mit einem Kuhhandel?"

Die anwesenden Kriminaler können nur nicken.

„Das Geld ist weg!"

Der Geheimnisvolle von Utrecht

„Welches Geld?“ fragt einer der Polizeibeamten.

„Er hatte doch Geld bei sich, nicht wahr?“ sagt Croiset.

Wieder eine Aussage, wie sie präziser nicht denkbar ist!

„Da ist eine Frau, die damit zu tun hat. Etwa 45 Jahre alt, ziemlich dick. Flache Haare, mehr so wie ein Knoten.“

Croiset deutet die Frisur mit einer kurzen Geste an.

„Hat vier Kinder.“

Die Witwe des Ermordeten ist in der Tat 49 Jahre alt, ziemlich dick, trägt die Haare straff mit einem Knoten und hat vier Kinder.

Dann bedachte, daß Croiset ja weder vom Mord noch vom Tatort, noch von dessen Umgebung Kenntnis haben konnte.

Ein Kommissar der Mordkommission erinnert sich plötzlich eines Details bei der Auffindung der Leiche und fragt Croiset: „Sehen Sie auch die Ohren?“

Croiset antwortet prompt: „Da ist etwas am rechten Ohr. Das untere Stück fehlt . . .“

„Die Leiche ist erst am nächsten Morgen gefunden worden“, erklärte der Beamte, „wir haben dabei festgestellt, daß der untere Teil des linken Ohres während der Nacht von Ratten abgefressen worden ist, aber wie gesagt das linke Ohr, nicht das rechte.“

Der Leiter der Mordkommission nickt zustimmend. Dann sagt er: „Es wäre interessant festzustellen, ob sich Herr



AUF EINEM KONGRESS, *der 1953 in Utrecht (Holland) stattfand und an dem sich namhafte Wissenschaftler beteiligten, wurde Gérard Croiset einer strengen Prüfung unterzogen. Unser Bild zeigt von links: Professor Dr. H. Bender, Leiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie*

Croiset fühlt jetzt sicheren Boden unter den Füßen. Seine Fragen sind ruhiger: „Der Leiche haben Zähne gefehlt?“

Der Ermordete trug ein Gebiß, eine Prothese, an der tatsächlich einige Zähne fehlten, die abgebrochen waren.

„Hat er ein schwaches Herz gehabt?“ Auch hier trifft Croisets Frage zu. Der Ermordete war herzleidend.

Eine kleine Pause entsteht. Niemand spricht ein Wort. Was dieser Mann aus Holland hier gesagt und bewiesen hatte, war so erstaunlich, daß die anwesenden Polizeibeamten noch keine Einstellung zu ihm finden konnten. Noch erstaunlicher, wenn man daran

Croiset auch hier, also in einer ihm völlig unbekannten Landschaft, mit einer Landkarte zurechtfinden kann.“

Croiset lächelt: „Aber gern. In Holland ist das alles für mich natürlich viel einfacher. Holland ist klein, und ich kenne es sehr gut. Und wenn ich etwas ‚sehe‘, dann kann ich mich meist gleich orientieren, dann weiß ich schon etwa, in welcher Gegend man suchen muß. Aber hier ist das anders. Es kann natürlich schiefgehen, aber wir werden ja sehen.“

Man legt Croiset eine Landkarte vor. Er glättet die Karte auf dem Tisch. Er nimmt, ohne zu zögern, einen Bleistift, fährt ein bis zweimal suchend auf der

Karte hin und her und zeichnet dann entschlossen ein Kreuz ein.

„Nun?“ fragte er gespannt.

Die Herren beugen sich über die Karte. Ein Zentimeter vor dem Ort entfernt, in dem der Bauer zuletzt lebend gesehen wurde, sitzt das Kreuz, das Croiset auf die Karte eingezeichnet hat.

Dieser Erfolg spornt Croiset an. Er läßt sich ein Blatt Papier geben und zeichnet mit wenigen, sicheren Strichen die Umrisse eines Bauernhofes auf einem Hügel, flankiert von einem großen Baum, vor der Hausfront ein charakteristisch geformter Dunghaufen.

„Hier hat sich der Ermordete vor der Tat aufgehalten“, erklärt Croiset und legt aufatmend den Bleistift weg. Die Beamten von der Mordkommission horchen auf: Das stand nicht in den



nd Psychohygiene in Freiburg (Breisgau), Gérard Croiset, „den Geheimnisvollen von Utrecht“, und en französischen Philosophen Gabriél Marcel

Akten, das war keinem der Anwesenden bekannt.

Man beschloß sogleich, diesen Hinweis des Holländers nachzuprüfen. Zwei Gruppen von Beamten der Mordkommission fuhren am nächsten Tage nach dem kleinen Ort mit der spitzen, cremefarbenen Kirche, um unabhängig voneinander nach dem von Croiset gezeichneten Hof zu suchen. Beide fanden das Haus auf dem Hügel. Vor seiner Todesfahrt war der ermordete Bauer dort gewesen.

Es gab viele Diskussionen über diesen Fall. „Zweifellos erstaunliche, normal nicht erklärbare Angaben Croisets, die aber die Ermittlung der Täter nicht förderten“, war das Urteil der über die Ergebnisse nachdenklichen Beamten. Sie erinnerten sich an die Erläuterungen Professor Tenhaeffs: Croiset kann, ohne es selbst zu wissen, den anwesenden Beamten, die den Hergang der Tat kannten, die ihnen bekannten Einzelheiten telepathisch „abgezapft“ haben. Rätselhaft genug, eine solche Fähigkeit, dachten die Herren der Mordkommission.

Wem aber hat Croiset „abgezapft“, daß der Bauer auf diesem Hof war?

Das war sicher keine „Anwesenheitstelepathie“. Da wußte der „Hellseher“ eben mehr, als die Beamten der Mordkommission wissen konnten.

ENDE

Eine Frau lebt von ihrer Schönheit – und der Dummheit reicher Herren



Berichtet von Thomas Gorrick

Die letzte Fortsetzung schloß:
Birgit will sich gerade mit ihrem Vater zum Nachmittagskaffee niedersetzen, als ihr Mann, Alessandro Arnoldi, mit seinem angekündigten Geschäftsbesuch durch den Garten kommt.

Birgit stockt der Atem, als sie an der Seite ihres Mannes den Dr. Herbst erkennt. Jetzt ist es also soweit! In den nächsten Stunden werden die Würfel fallen. Gönnt ihr das Schicksal einen Einser-Pasch oder verliert sie das große Spiel um Liebe, Glück und – ein zukünftiges anständiges Leben?

Die Selbstbeherrschung dieser Frau, die alle Männer lieben, ist beinahe unheimlich. Sie läßt sich von Alessandro einen zärtlichen Kuß auf die Wange hauchen und reicht dem betrogenen Freier aus Düsseldorf die Hand zum Kuß, als wäre er ihr ein völlig Fremder. Ihre spröde Stimme formt in französischer Sprache unpersönlich liebenswürdig die Sätze:

„Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen, Herr Doktor Herbst. Mein Mann hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Wie geht es Ihnen? Haben Sie die Unfallfolgen gut überstanden? Ich habe es aufrichtig bedauert, daß Ihnen ausgerechnet im Wagen meines Mannes ein solches Mißgeschick widerfuhr!"

Über das Gesicht des Dr. Herbst laufen dunkelrote Wellen. Wer ihn nicht kennt, müßte annehmen, daß ihn die reizvolle Erscheinung der Signora Arnoldi völlig verwirrt hat. Er stammelt allen möglichen Unsinn zusammen. Daß die Gehirnerschütterung längst vergessen sei (obwohl er doch erst an diesem Morgen das Krankenhaus verlassen hat!) und er sich glücklich schätze, die Gattin seines alten Freundes Arnoldi endlich persönlich begrüßen zu dürfen …

Die Ähnlichkeit ist verblüffend

In seinem Kopf dreht sich alles. Ist das denn möglich? fragt er sich. Bis auf die weißblonden Haare ist diese Frau Arnoldi das vollkommene Ebenbild von Maralydia! Noch quält ihn kein Mißtrauen; noch hält er alles für einen verblüffenden Zufall. Denn schließlich war Maralydia Italienerin; ihrem ganzen Typ und Temperament nach eine geradezu klassische Südländerin, während Signora Arnoldi – wie er von ihrem Mann weiß – geborene Schwedin ist.

Aber diese Ähnlichkeit der Figur und der Haltung! Die Frisur trägt Birgit Arnoldi allerdings ganz anders, und die Haare sehen auch echt aus und nicht wie gefärbt. Die Stimme? Sie scheint ihm spröder, kälter, unnahbarer als die glutvolle Sprache der Freundin aus Brüssel.

Der Dr. Wolfgang A. Herbst ist ein gut erzogener Mann. Er weiß, was sich schickt. In seinen Kreisen ist es unmöglich, jetzt einfach zur Dame des Hauses zu sagen: Sie kommen mir so bekannt vor, gnädige Frau. Haben wir uns nicht schon irgendwo gesehen?

Das könnte der heißblütige Italiener Arnoldi in die falsche Kehle bekommen. Und diesen Geschäftspartner Arnoldi will Dr. Herbst nicht verärgern. Schon gar nicht durch eine persönliche Ungeschicklichkeit.

Halb im Traum, wie geistig weggetreten, nimmt er am Kaffeetisch Platz. Die nie vernarbte Wunde seiner Sehnsucht nach Maralydia blutet wieder. Unkonzentriert beteiligt er sich am Gespräch. Zum Glück wird nur Konversation gemacht. Man spricht von tausend Dingen, ohne einem Problem auf den Grund zu gehen.

Obwohl Birgit innerlich wie Espenlaub zittert, spielt sie mit Bravour die liebenswürdige Hausfrau. Sie reicht Kuchen und Kaffee, läßt Kognak servieren und bietet Zigaretten an. Ihr Vater Erich Knobel leistet wackere Schützenhilfe. Er verwickelt Herbst in immer neue Diskussionen, die ihm die Möglichkeit nehmen, ungestört Signora Arnoldi zu beobachten.

Natürlich ist den beiden Hauptakteuren die Verwirrung des Gastes nicht entgangen. Die Ähnlichkeit zwischen Birgit-Esther und Maralydia hat ihn also frappiert. Ob sich in seinem Hirn schon ein Verdacht herauskristallisiert?

Birgit macht einen Fehler

Nichtsahnend ist nur Alessandro Arnoldi. Er freut sich wie ein Kind, seine Frau mit dem Besuch überrascht zu haben. Unruhig zappelt er auf seinem Stuhl hin und her. Alles dauert ihm zu lange. Er will aufbrechen, will hinüberfahren zum Comer See und dem Geschäftsfreund sein Haus vorführen. Ein bißchen Eitelkeit ist dabei mit im Spiel. Ein bißchen Angeberei, wie bei jedem Mann, der mit einem schönen Haus und einer noch schöneren Frau brillieren kann …

Wie ein Blitz durchzuckt es Herbst, als er Birgit sich vor dem Garderobenspiegel die Haare richten sieht. Mit genau der gleichen Bewegung hat auch Maralydia den Kamm und die Bürste geführt!

Es ist der erste kleine Fehler, den Birgit-Esther begeht. Unbewußt, denn sie hatte nicht daran gedacht, daß Herbst sie beobachten könnte, wenn er auf dem Rückweg von der Toilette durch die Diele kam.

Jeder Mensch hat ja Bewegungen und Angewohnheiten, die er nie verliert. So, wie der Spion Erich Gimpel

gegen Ende des Krieges in New York gefaßt wurde, weil er sein Wechselgeld immer in die linke Brusttasche seines Jacketts steckte; so wie andere ihre Nervosität nur durch ein Zurechtrücken ihrer Brille zeigen, mit der linken Schulter zucken oder grundsätzlich das rechte über das linke Bein schlagen.

Herbst ist plötzlich hellwach. Unhörbar pfeift er durch die Zähne. Stimmt mit dieser weißblonden Frau Arnoldi vielleicht doch etwas nicht? Noch hat sein Mißtrauen keine feste Form. Es ist mehr ein instinktiver Argwohn, der ihn zu dem Entschluß veranlaßt, die bezaubernde Gattin seines Freundes ein wenig unter die Lupe zu nehmen. Zeit genug dafür wird sein, denn ein ganzer langer Abend liegt ja noch vor ihnen.

Das große Spiel beginnt

Nach dem Abendessen gehen die Arnoldis mit ihrem Gast hinüber in das gemütliche Herrenzimmer. Das ist für den verschwenderisch mit Polstermöbeln ausgestatteten Raum nur der offizielle Name. Zwar wird die Rückwand ganz von der Bibliothek ausgefüllt, und auch ein riesiger Schreibtisch steht am Fenster. Doch Alessandro arbeitet – wenn er zu Hause ist – in einem abgelegenen Zimmer des Oberstocks. Dieses sogenannte Herrenzimmer ist nur zur Repräsentation gedacht.

Birgit-Esther hatte schon während des Essens aus den Augenwinkeln beobachtet, daß ihr Herbst immer wieder forschende Blicke zuwarf. Der Hund wittert die Fährte! dachte sie bei sich. Plötzlich überkam sie eine große Gleichgültigkeit. Sollte die Geschichte doch laufen, wie sie wollte! Natürlich würde sie sich mit allen Mitteln wehren. Noch aber hat ihre Abwehr kein direktes Ziel.

Herbst ist von ausgesuchter Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Er weiß sich nicht weniger meisterhaft zu beherrschen wie die Dame des Hauses.

Es wird ziemlich stark getrunken. Am ersten zeigt sich bei Alessandro die Wirkung des Alkohols. Seine Witze werden gewagter. Seine Zunge wird schwerer. Schon steigt in die Augen ein glasiger Schein. Birgit – sonst keine Freundin des Alkohols – hält das Tempo der Männer mit.

Da läßt Herbst seinen ersten Versuchsballon steigen. Die Stimmung ist schon so gelockert und vergnügt, daß er glaubt, es wagen zu können.

„Es ist einfach zum Schießen", gluckst er, „daß wir Männer uns immer vom Außergewöhnlichen fesseln lassen. Sie, lieber Arnoldi, holen sich eine Frau aus dem hohen Norden. Und ich hätte beinahe mal eine Italienerin geheiratet. Sie lachen? Das ist mein vollster Ernst! Vielleicht kennen Sie die Dame sogar zufällig? Sie ist die Tochter eines bekannten Häusermaklers in Turin: Maralydia Fassini."

Birgits Hand zittert nicht, als sie sich bei der Nennung des Namens eine Zigarette anzündet. Herbst sieht auch nicht, daß sie für einen Sekundenbruchteil die Augenbrauen runzelt

Aha! schießt es ihr durch den Kopf. Jetzt geht es los! Ich bin nur mal gespannt, wie er die Geschichte fingern wird.

„Häusermakler kenne ich nicht!" grunzt Alessandro. „Und in Turin schon gar nicht! Prost, Doktor Herbst." Er hebt sein Glas und stößt mit dem Gast an. „Wie sagten Sie heißt Ihre Coeur dame? Maralydia Fassini? Soll ich mal nachforschen lassen?"

„Sie täten mir damit einen großen Gefallen", spinnt Herbst den Faden weiter. Dann wendet er sich an Birgit. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wenn ich hier privaten Kram vor Ihnen auspacke. Aber ich habe Maralydia ...", er läßt ihre Augen nicht los und neigt sich sogar ein wenig über den Tisch, als ob er ihr ein Geheimnis verraten wolle, „... wirklich sehr geliebt."

Ein paar Minuten herrscht Schweigen. Endlich wirft Birgit arrogant den Kopf zurück. Blanker Spott schwingt in ihrer Stimme:

„Und warum haben Sie die Dame nicht geheiratet, Herr Doktor Herbst?"

An der Liebe stirbt man nicht

Der Gast stürzt den Inhalt seines Glases in einem Zug hinunter. Angesichts dieser Frage, die einer Abfuhr seiner privaten Geständnisse gleichkommt, packen ihn wieder Zweifel, ob zwischen dieser selbstsicheren Birgit Arnoldi und der spurlos verschwundenen Maralydia Fassini Zusammenhänge bestehen. Wäre er jetzt ganz nüchtern, würde ihn seine Vernunft mahnen, die Sache ruhen zu lassen. Aber der Alkohol hat den Dr. Wolfgang A. Herbst schon immer bockig gemacht. Da tritt dann eine Seite seines Wesens zutage, die im allgemeinen unter dem Mantel der Konvention verborgen ist: Eigensinn, ein Stück Rechthaberei und eine gewisse Hemmungslosigkeit, auch Frauen gegenüber.

„Sie ist mir davongelaufen!" gesteht er. „Während ich auf einer Geschäftsreise war, verschwand sie spurlos." Nun sprich doch weiter, denkt Birgit. Erzähl doch, daß sie 100 000 Mark mitgenommen hat, die du verliebter Trottel ihr blanko angewiesen hattest. Laut aber fragt sie mit ungläubigem Augenaufschlag:

„Davongelaufen? Ganz ohne Grund? Aber, aber, verehrter Herr Doktor Herbst! Haben Sie da nichts vergessen? Oder verschweigen Sie uns etwas? Das kann ich mir nicht vorstellen, daß Ihnen – Verzeihung, ich darf doch ganz offen sein? –, einem so gut aussehenden und vermögenden Mann, eine Frau glatt davonläuft, kann ich mir nicht vorstellen."

Arnoldi, der ein paar Minuten vor sich hingedämmert hat, taucht wieder ins Bewußtsein auf.

„Wovon redet ihr eigentlich? Ach so, immer noch von Maralydia! Na Prost, Dottore. An der Liebe stirbt man nicht! Wird sich schon wieder was anderes für Sie finden. Sie müssen eben öfters nach Italien kommen."

An der Liebe stirbt man nicht? Ein eisiges Erschrecken lähmt Birgit förmlich. Auf einmal weiß sie es ganz gewiß, daß sie an ihrer Liebe zu Alessandro Arnoldi sterben wird. Diese Liebe hat sie in diese Situation gebracht, die sich vermutlich von Minute zu Minute mehr zuspitzen wird. Diese Liebe hat sie gehindert, alles hinter sich zu werfen, die Freundin des dicken Holländers Vermehren zu werden und weiterhin ebenso flott wie gefährlich zu leben.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich Maralydia auf Händen getragen habe", läßt sich Herbst wieder vernehmen. „Aber sie war ein Biest! Eine Gaunerin! Eine ganz gewöhnliche Heiratsschwindlerin!" Seine Stimme schwillt an. Wie Schluchzen klingt es jetzt in ihr. Hinter dem Schluchzen aber lodert die Wut. „Um 100 000 gute Deutsche Mark hat sie mich geprellt! Um wertvollen Schmuck und – nicht einmal die Hotelrechnung hat sie bezahlt!"

„Schluß!" brüllt Alessandro

Arnoldi betrachtet mit einem Zug mokanter Verwunderung im Gesicht seinen Gast. Obwohl er selbst schon viel zuviel getrunken hat, findet er die Redereien Herbsts im Beisein der Dame des Hauses ziemlich geschmacklos. So intim sind sie ja nun auch wieder nicht miteinander, daß der Dr. Herbst aus Düsseldorf seine Frauengeschichten vor ihnen ausbreiten könnte.

Birgit hat sich mit einem indignierten Lächeln in ihrem Sessel zurückgelehnt. Wie stets in den Augenblicken höchster Gefahr, kalkuliert sie eiskalt. Sie spürt, daß Herbst an der Grenze seiner Beherrschung steht. Wenn man ihn jetzt noch ein kleines bißchen herausfordert, gerät er in Raserei. Und dann wird ihn Alessandro hinauswerfen. Privat ist der Herr damit für die Arnoldis gestorben!

Aber es kommt anders. In Herbsts Augen glimmt ein tückischer Ausdruck auf. Während seine Hand mit aller Kraft das Glas umspannt, sagt er ganz leise: „Maralydia könnte Ihre Zwillingsschwester sein, gnädige Frau! Sie sind ihr wie aus dem Gesicht geschnitten! Nur die Haarfarbe war anders: blauschwarz. Haben Sie auch schon einmal blauschwarze Haare gehabt, gnädige Frau? Wie lange kennen Sie eigentlich Ihren Mann schon?"

„Schluß!" brüllt Alessandro Arnoldi. „Wer gibt Ihnen das Recht, so mit meiner Frau zu sprechen? Herr Doktor Herbst. Sie werden sich sofort für Ihre unqualifizierten Äußerungen entschuldigen! Und – dann, dann haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen."

Alle Männer lieben Esther

Bei Herbst brennt die Sicherung durch. Betrunken wie eine ganze Schiffsbesatzung, die nach Monaten das erstemal wieder Landgang hat, sieht er nur noch die Frau, die verführerisch lockend ihm gegenübersitzt und die nicht nur wie Maralydia aussieht, sondern – davon ist er jetzt fest überzeugt – auch Maralydia ist.

Wutentbrannt springt er auf. Der Sessel poltert hinter ihm auf den Teppich.

„Sie Flasche! Sie Dummkopf!" schreit er Arnoldi an. „Tun Sie doch bloß nicht so stolz! Ihre Weibergeschichten sind ja hinlänglich bekannt! Wo haben Sie denn diese Frau aufgegabelt, die Sie mir da als Ihre Gemahlin servieren! Mann, wenn das eine Dame ist, habe ich ab morgen keine Krempe mehr am Hut! Soll ich Ihnen sagen, was sie ist? Ein Frauenzimmer übelster Sorte! Eine ganz gewöhnliche ...!" Er verschluckte sich bei dem letzten derben Wort, mit dem man gewöhnlich Straßenmädchen bezeichnet.

„Da!" gurgelt er und schüttet Birgit-Esther den Kognak ins Gesicht. „Da! Das ist für das Armband! Und das ...", er greift nach der noch halbvollen Flasche, um sie über Birgit auszugießen, „... das ist für ..."

Ein Boxkampf unter Herreu

Weiter kommt er nicht. Vielmehr taumelt er unter dem Schlag zurück, den ihm Arnoldi versetzt hat. Aber es war nur ein Wischer, denn Alessandro hat im Aufspringen ungenau getroffen. Aber da setzt Herbst zum Gegenangriff an. Er besitzt einen durchtrainierten Körper, und seine linke Gerade rutscht nur ganz wenig von Arnoldis Kinnlade ab.

Der Italiener pendelt wie Sugar Ray Robinson im Ring. Auf muskulösen Beinen tänzelt er rückwärts, entledigt sich dabei seines Jacketts und erwartet nun, mit der Wand als Rückendeckung, den nächsten Angriff des bisherigen Geschäftsfreundes.

„Lebend kommst du hier nicht mehr aus dem Haus, Junge!" knurrt er. „Come on, damit ich hot dogs aus dir mache!"

Inzwischen hat sich Birgit den beißenden Schnaps aus den Augen gewischt. Die Tränen kullern ihr über die Wangen, so sehr brennt der Kognak. Das Kleid klebt an ihrem Körper. Ihre Figur zeichnet sich deutlich ab. Aber sie rührt keinen Finger. Gespannt wie eine Stahlfeder hockt sie noch immer in ihrem Sessel. Die Finger haben sich in die Lehnen gekrallt. Schmeichelnd weich fügt sich der Plüsch in ihre Handflächen. Ungeachtet dessen, was ihr selbst geschehen mag, fühlt sie sich wie elektrisiert. Nur sie weiß ja, wie recht Herbst hat.

Arnoldi und Herbst boxen, als ob es für einen von ihnen um die Europameisterschaft im Mittelgewicht ginge. Nur selten kann der Italiener die Deckung des Deutschen durchschlagen. Herbst hingegen sucht den Infight und bringt dem Rivalen schwere Körpertreffer bei. Beide keuchen schon bald wie Dampfkessel unter Überdruck.

„Gib's ihm, Alessandro!" hetzt Birgit mit spitzer Stimme von ihrem Sessel aus. Es hört sich nicht anders an, als wenn die feinen Damen am Catcherring ihr „Kill him, Jack!" brüllen.

Im Zimmer wird es toteustill

Es klatscht und knallt. Ein paar Vasen gehen zu Bruch. Ein Bild fällt von der Wand. Eben landet Arnoldi einen mörderischen Leberhaken. Herbst brüllt vor Schmerz auf und sackt in die Knie. Langsam sinkt er hintenüber. Als sich aber der Gegner über ihn beugt, zieht er das rechte Bein dicht an den Körper und tritt Arnoldi mit aller Kraft in den Leib. Der bricht zusammen wie ein gefällter Baum.

Eine Weile ist es totenstill im Zimmer. Birgit kann sich vor Entsetzen nicht rühren.

Dr. Herbst rappelt sich wieder hoch. Er sieht aus, als ob er unter die Räuber gefallen wäre. Sein rechter Jackenärmel ist herausgerissen. Das Gesicht über und über blutverschmiert. Das linke Auge kann er nicht mehr öffnen.

Da – tapsig und tückisch wie ein Bär kommt er auf Birgit zu. Abwehrend hebt sie die Hände. Schlägt er jetzt auch sie zusammen? Sie will schreien, um Hilfe rufen. Es geht nicht! Ihre Kehle ist ihr wie zugeschnürt.

Sie schließt die Augen und beißt die Zähne zusammen. Drüben, vier Meter von ihr entfernt, liegt Arnoldi wie tot auf dem Boden.

Das Glucksen aus der Kognakflasche läßt sie die Augen wieder öffnen. Was sie sieht, wäre bei anderer Gelegenheit zum Lachen. Herbst gießt sich Kognak in die hohle Hand und reibt damit sein Gesicht ein. Viele Male hintereinander. Dann trocknet er sich mit dem Taschentuch ab. Seine Wangen glühen, als hätten sie Sonnenbrand.

„So", sagt er und fingert auf seiner Brust herum, obwohl von der Krawatte nur noch Fetzen übriggeblieben sind, „nun wollen wir mal alles schön in die Reihe bringen."

Aller Zorn ist aus seiner Stimme verschwunden. Birgit stellt fest, daß der vor einer halben Stunde noch Stockbetrunkene vollkommen nüchtern ist.

„Eigentlich müßte ich mich jetzt wohl stillschweigend davonmachen, gnädige Frau", beginnt Dr. Herbst ironisch zu sprechen. „Meinem Freund Arnoldi darf ich ja nie wieder unter die Augen treten. Und wem verdanke ich das?"

Ehe sich's Birgit versieht, hat er nach ihrem Handgelenk gegriffen und sie brutal aus dem Sessel hochgerissen.

„Nur dir, du Satan, der du alle Männer zu Narren machst, sie um ihr Geld bringst und dann abhaust! Los, sag es selbst! Aus deinem Mund will ich es hören. Sprich mir nach: Ich bin Maralydia!"

Esther ist für Jiu-Jitsu

Unwillkürlich lockert er den Griff um Birgits Handgelenk. Was in den nächsten vier zehntel Sekunden geschieht, weiß er sich selbst nicht zu erklären. Er spürt nur einen stechenden Schmerz durch seinen ganzen Körper zucken, verliert den Boden unter den Füßen und landet zum zweiten Male krachend auf dem Teppich. Jemand spricht. Er kann nicht sehen, wer es ist, denn vor seinen Augen drehen sich feurige Kreise. Aber der Klang dieser Stimme reißt ihn jäh hoch. Dieser dunkle Timbre, diese verhaltene Glut – so sprach nur Maralydia.

„Setzen Sie sich dort auf den Sessel", befiehlt Birgit-Maralydia-Esther. „Legen Sie die Hände flach auf die Knie. Keine falsche Bewegung, Herr Doktor Herbst. Ich schieße sofort!"

Herbst taumelt hoch, sieht Birgit-Maralydia am Bücherschrank stehen und mit dem Lauf einer kleinen Pistole unmißverständlich auf den Schreibtischsessel deuten. Ächzend fällt er hinein.

„Jiu-Jitsu ist die hohe Kunst der Selbstverteidigung", sagt die weißblonde Dame in akzentfreiem Deutsch. „Das sollten auch Männer aus der deutschen Industrie wissen, wenn sie sich wie die Gassenjungen mit Geschäftsfreunden prügeln und anschließend die Ehefrau zu mißhandeln versuchen. Können Sie meinen Worten folgen, Herr Doktor?"

Der Mann am Schreibtisch nickt stumm. Er sitzt da wie eine aus Bronze gegossene Statue. In seinem Innern tobt ohnmächtiger Zorn. Aber der Kampf mit Arnoldi und der Jiu-Jitsu-Trick Maralydia-Esthers haben ihn körperlich so fertiggemacht, daß er sich zu nichts mehr aufraffen kann.

„Ich hatte bisher keinen Grund, Sie nicht für einen Gentleman zu halten, mein Herr!" fährt Esther fort. „Leider haben Sie mich heute abend vom Gegenteil überzeugt. Das tut mir leid. Verflucht leid. Für Sie, wie für mich! Denn, seien Sie ehrlich: So weh haben Ihnen, dem Multimillionär, die 100 000 Mark doch auch nicht getan, als daß Sie deshalb eine glückliche Ehe zerstören mußten, nicht wahr. Und diese Ehe, diese Ehe zwischen Alessandro und mir ...", sie muß alle Energie zusammennehmen, um nicht laut loszuheulen, „... war über die Maßen glücklich. Jawohl! Daß sie ab heute nacht kaputt ist, geht auf Ihr Schuldkonto." Dann macht sie eine Gedankenpause und setzt lauernd hinzu: „Wir sind also quitt! Oder nicht?" **Fortsetzung folgt**

Willi-Zeichnung mit kleinen Fehlern

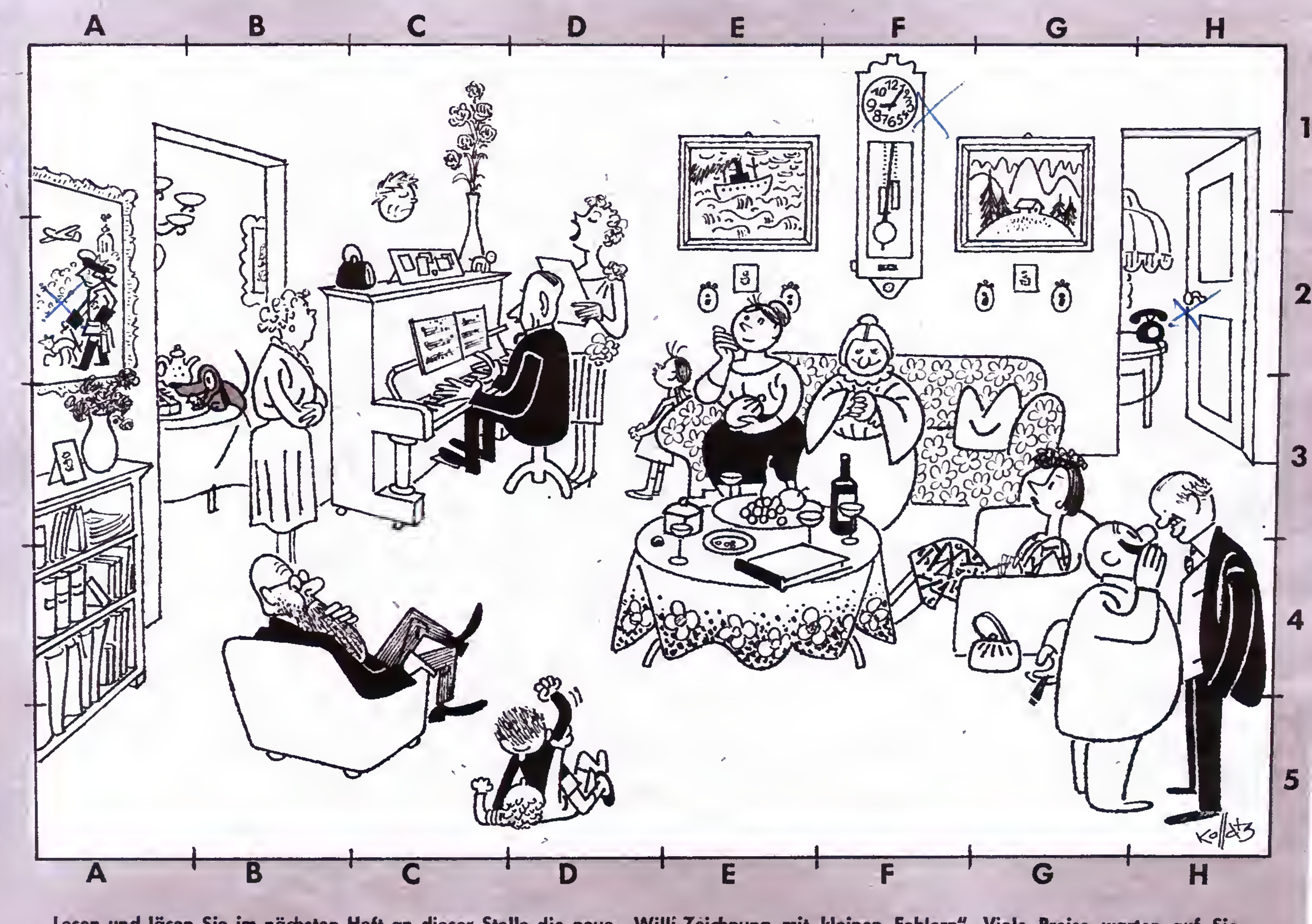
Willi und Familie Kaiser neu
Das lustige Suchbild-Toto der DEUTSCHEN

Kaffeeklatsch bei Familie Kaiser. Vater Kaiser erzählt gerade hinter der vargehaltenen Hand Onkel Max den neuesten Männerwitz. Prafessar Schlurf krault sich nachdenklich den Bart. Elvira Bleibtreu vam Gesangverein „Grün ist die Heide" gibt ihr neuestes, selbstverfaßtes Lied zum besten. Bis auf die Keilerei der beiden Jungen ein Bild des Friedens und der Eintracht. Aber ein Bild mit kleinen Fehlern. Es sind drei Fehler, die es zu entdecken gilt.
Schreiben Sie uns bitte auf einer Postkarte die Planquadrate, in denen Sie Fehler entdeckt haben (z. B. A 1, B 2 usw). Bitte benutzen Sie nur Pastkarten. Briefe, Einschreibbriefe und Telegramme können wir nicht berücksichtigen. Vergessen Sie auch nicht, die Heftnummer 42 anzugeben. Einsendeschluß: 29. Oktaber 1957. Anschrift: Dackel-Willi-Tata, Heft Nr. 42, Stuttgart 1, Postfach 697.
Neben der Freude an den Späßen unseres Redaktians-Dackels Willi belohnen wir Ihre Mühen mit vielen Preisen. Es gibt diesmal zu gewinnen:

1. Preis:
Ein Radiogerät Fackel-Super im Wert von 360 DM

2. Preis:
Eine ELEKTRO-Küchenmaschine STARMIX M 500 im Wert von 275 DM

3. Preis:
Ein STRICKER-Herren- oder -Damenfahrrad im Wert von etwa 130 DM



Lesen und läsen Sie im nächsten Heft an dieser Stelle die neue „Willi-Zeichnung mit kleinen Fehlern". Viele Preise warten auf Sie.
Weitere Preise: 4. Preis: ein Elektro-Rasierapparat REMINGTON Super 60 im Wert von 115 DM; 5. Preis: ein ROWENTA-Braträster im Wert von 98 DM; 6. Preis: ein GLOBUS vom Fackelverlag Stuttgart im Wert von 98 DM; 7. Preis: ein OPAL-Cauchtisch im Wert von 70 DM; 8. Preis: ein ROWENTA-Expreßkacher im Wert van 44 DM; 9. Preis: ein OPAL-Nähkasten im Wert von etwa 40 DM; 10. Preis: eine LEDORNA-Kollegmappe im Wert van etwa 20 DM; 11.–30. Preis: je ein guter Trostpreis.
Die Auflösung des Suchbild-Totos aus Heft 38 finden Sie im Rätselteil dieses Heftes auf Seite 32.

Dr. Brand hilft Menschen in seelischer Not

Schreiben auch Sie

an Dr. Brand, Düsseldorf, Charlottenstraße 80, wenn Sie seelisch etwas bedrückt. Geben Sie bitte auch Ihr Alter, Ihren Beruf und Ihre Adresse an. Für die Wahrheit aller in Ihrem Brief gemachten Angaben über andere tragen Sie allein die Verantwortung. Die Beratung erfolgt auf Wunsch brieflich, sonst ohne Namensnennung in der Zeitschrift. Keine „postlagernde" Beratung! Briefantwort erfolgt so bald wie möglich. Bitte, fügen Sie Porto für Rückfragen bei. Sonst ist die Beratung grundsätzlich kostenlos.

Nur verschüttet, nicht verloren

Frau M. W. (50 Jahre) schreibt:

Durch bestimmte Erlebnisse habe ich schon in früher Jugend meinen Glauben verloren. Ich wuchs, nachdem mein Vater im Ersten Weltkrieg gefallen und meine Mutter früh gestorben war, elternlos bei einer Verwandten auf, die sehr streng war. Ich bin verheiratet und habe mehrere Kinder. Ich erzähle Ihnen das alles, weil Sie einmal geschrieben haben, wenn man einen Traum gedeutet haben wolle, müsse man auch etwas aus seinem Leben schreiben. Ich möchte nämlich folgenden Traum, den ich öfter träume, gedeutet haben:

Ich gehe in eine große, fremde Kirche. Neben mir steht eine ältere Dame, die ich nicht kenne. Hinter mir stehen zwei Priester, ein älterer und ein jüngerer.

In der Kirche sehe ich weder ein Bild noch Bänke. Der Boden ist ganz rauh und hart wie ein Felsblock. Ich knie mit der fremden Dame auf dem harten Steinboden nieder. Plötzlich ist die ältere Dame verschwunden, ich bin mit den zwei Priestern allein. Ich erwecke in mir durch Gebet Reue und Leid. Da nähert sich der eine Priester, und mir ist, als ob ich sterben müßte. Erschreckt wache ich dann auf.

Dr. Brand antwortet:

Sie haben den Glauben verloren, oder vielmehr Sie glauben ihn verloren zu haben. Aber – er ist nur verschüttet, er ist nur zugedeckt von den Erlebnissen, die Sie andeuten.

Das Glaubenwollen, das Wiederglaubenwollen ist in Ihnen und drängt Sie in Ihren Träumen zu einem Schritt, den Sie jetzt wirklich tun sollten. Suchen Sie einen Geistlichen auf und sprechen Sie sich bei ihm aus.

Hilf erst dir selbst

Frau Ungenannt (53 Jahre) schreibt:

Ich möchte mich ganz in den Dienst der Menschheit stellen. Meine jetzige Arbeit im Hotelfach, in dem ich immer tätig gewesen bin, befriedigt mich nicht.

Meinen Mann habe ich im Krieg verloren. Ich habe es geschafft, daß meine beiden Kinder eine gute Schule und einen guten Beruf haben. Jetzt sollen die beiden jungen Menschen ihr Leben selbst machen.

Wo ist der richtige Platz für mich? Gern möchte ich für Menschen in Not tätig sein. Für Menschen, die der Pflege bedürfen. Solange ich im Hotel tätig bin, kann ich das nicht. Und sozial schaffen, ohne ein Dach über dem Kopf zu haben, das geht auch nicht.

Wenn ich jünger wäre, würde ich gern nach Lambarene gehen und mich Dr. Albert Schweitzer zur Verfügung stellen. Ich kann viel leisten, ein 12- bis 14-Stunden-Tag ist nichts Besonderes für mich. Was raten Sie mir?

Dr. Brand antwortet:

Wenn Sie jünger, wenn Sie bedeutend jünger wären, würde mein Rat natürlich anders ausfallen. So aber rate ich Ihnen dringend: Halten Sie Ihre Stellung, solange es geht. Legen Sie etwas auf die hohe Kante, wenn es eben möglich ist. Auf daß nicht Sie eines Tages Umschau halten müssen nach Menschen, die Ihnen helfen sollen. Wehe dem, der alt ist und nichts hat, meine Liebe!

Erkältung - Nerven - Nägelkauen

Ein Familienvater schreibt:

Ich komme mit einer Kette von Fragen zu Ihnen, und ich will hoffen, es erfolgt nicht gleich eine Kettenreaktion von Donnerwettern darauf. Es geht bei meinen Fragen teils um die seelische, teils um die körperliche Gesundheit meiner Familie sowie meiner Wenigkeit. Ich weiß selbstverständlich, Sie sind Psychologe und nicht Arzt. Aber Körper und Seele gehen ja bekanntlich zusammen, und so werden Sie mir, wenn ich schon bitte, auch die eine „körperliche Frage" sicher beantworten können und wollen. Damit wir es beide hinter uns haben, will ich diese Frage gleich an den Anfang setzen. Also:

Frage 1: Ich leide an einer geradezu krankhaften Angst vor Erkältungskrankheiten. Manchmal bilde ich mir ein, meine Kehle sei rauh und eine Bronchitis sei im Anzug. Was kann ich dagegen tun?

Frage 2: Unser 16jähriger Junge zeigt im Umgang mit Menschen eine ausgesprochene Menschenscheu oder sogar Menschenangst. Wie geht man in solchen Fällen erzieherisch vor?

Frage 3: Meine Frau (44 Jahre) ist sehr sensibel und leidet unter alpdruckartigen Träumen. So fallen ihr in den Träumen oft handvollweise die Zähne aus. Was hat es mit derartigen Träumen auf sich? Bedeuten sie überhaupt etwas?

Frage 4: Unsere 14jährige Tochter ist Nägelkauerin. Ich habe mir sagen lassen, Nägelkauen sei seelisch bedingt. Stimmt das?

Das also sind die Fragen. Und jetzt sind Sie dran!

Dr. Brand antwortet:

Nun gut, damit wir es hinter uns haben und weil Ihre erste Frage momentan die Zeit- und Kalenderfrage Nr. 1 ist:

Vielleicht handelt es sich nur um eine nervöse Reizbarkeit Ihrer Atmungsorgane. Aber Sie wissen ja auch, daß wir in einer Zeit der schweren Erkältungskrankheiten von der europäischen bis zur asiatischen Grippe leben. Wenn Sie Rachen und Kehle – wie ich mir von den Ärzten sagen ließ – immer feucht halten, was ohne weiteres beispielsweise mit Pulmoll möglich ist, dann wäre Ihnen in diesem Fall geholfen. (Pulmoll kommt übrigens von pulmo = Lunge.) Es geht darum, die Atmungsorgane zu desinfizieren, zu schützen und zu beruhigen.

Zu Frage 2: Wenn man selbstunsicheren Menschen, zu denen Ihr Sohn ja gehört, immer wieder Gelegenheit zur Aussprache gibt, dann stärkt man damit den Mitteilungsdrang. Außerdem ergibt sich dabei die Gelegenheit, das Selbstbewußtsein in dem Selbstunsicheren zu wecken.

Zu Frage 3: Frauen an der Schwelle der kritischen Jahre träumen häufig von bröckelnden Zähnen und von Zähnen, die ausfallen. Sie sollten sehr gut zu Ihrer Frau sein und ihr noch mehr als sonst zeigen, daß Sie sie liebhaben und daß Ihnen die „Flucht der Jahre" bei ihr nichts ausmacht.

Zu Frage 4: Es kann auch Kalkmangel sein. Oder Nervosität, die anscheinend in Ihrer Familie liegt.

Alles beantwortet? Hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit!

Leser-Echo

612 Liebesbriefe

Ich habe in Ihrer Zeitschrift meine Adresse als Briefwechselwunsch veröffentlicht. Herzlichen Dank. Ich bekam bis heute 612 Briefe aus aller Welt. Mein ganzes Taschengeld muß ich für Porto und Briefpapier anlegen ...
Léa Dell, P. Krier 12, Esch/Alzette, Luxemburg

Der Leser aus Conaky



Mein 19jähriger Sohn machte in Conaky (Afrika) diese Aufnahme. Der Neger kann zwar nicht lesen, aber die Bilder sah er sich mit großem Interesse an.
Carl Pleines sen., Norderney, Adolfsreihe 2

Vom Osturlaub zurück

Ist es nicht überhaupt ein großes Minus für die westliche Welt, daß unsere Kinder zu Tausenden jedes Jahr in die sogenannte „DDR" fahren müssen, um Ferien machen zu können? Wäre es nicht besser, wenn wir – theoretisch– umgekehrt sagen könnten: „Ferien im Westen – Freude, Ferien im Osten – Gift!" Seit meiner Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft Ende 1953 habe ich feststellen müssen, daß man wohl über die „rüpelhaften Kinder und die verdorbene Jugend" schimpft und schreibt, aber die Bundesrepublik tut so gut wie nichts für sie, zumindest nur so wenig wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein.
Hannes Einhorn, Rosenheim/Obb., Alpianstraße 11/I

Stradivari-Geige

Ich bin im Besitz einer Meistergeige mit der Aufschrift: „Antonius Stradivarius Cremonensis Faciebat Anno 1725", die ich zu verkaufen beabsichtige, falls sich ein Liebhaber findet.
Johannes Schmidt, Freiburg i. Br., Vierlinden 9

Filmstars in die Fabrik?

Es ist ein Skandal, wie man den Filmstars das Geld in den Rachen wirft. Die Arbeit im Filmatelier macht Vergnügen. Und dafür bekommt diese Schell 200 000 Mark pro Film. Man müßte die größenwahnsinnigen Stars einmal vier Wochen in die Fabrik schicken.
Elsbeth Schmidt, Berlin SW

Da lachen die Frösche ...

Wenn Sie Maria Schell als Nachfolgerin der Greta Garbo bezeichnen, müssen ja sogar die Frösche lachen. Ich würde jederzeit mein Gesicht mit dem der Garbo tauschen, aber niemals mit der Schell. Da gefällt mir mein eigenes noch besser.
Ella Schneider, München 5, Dreimühlenstr. 16.

Helft uns suchen

Vor etwa einem Jahr haben Sie das Foto meines Bruders veröffentlicht. Ich war Ihnen sehr dankbar für Ihre Bemühungen und habe Ihnen deshalb später einen Dankesbrief geschrieben. Diesen Brief haben Sie veröffentlicht. Daraufhin erhielt ich fortlaufend Briefe, Bitten um Korrespondenzvermittlung, aber auch ziemlich massive Bettelbriefe um Unterstützung. Teilweise waren diese Schreiben in einer Form gefaßt, die mich sehr empörte.
S. D., Zürich, Schweiz

Schluß mit dem Grace-Kelly-Krampf

Bringen Sie doch Storys über Albert Schweitzer, Einstein, Heuss, bringen Sie Geschichten aus deutschen Landen, natürlich und lebenswahr. Das wäre besser als der Krampf um Rainier und Grace Kelly.
E. M. Essner, 2109 Nostraud Av., Brooklyn 10. N. Y.

Der vergessene Major

Ich als auch mein Bekanntenkreis werden von weiteren Urlaubsreisen nach dem „sonnigen Süden" so lange Abstand nehmen, bis Sie zu gegebener Zeit berichten werden, daß Walter Reder nunmehr frei ist.
Rudolf Huber, Markt-Oberdorf, Am Bergblick 45

In Ihrem Heft 35 las ich mit Entsetzen und Entrüstung die Geschichte des vergessenen Majors Reder. Was ist da zu tun? Ein Appell an die deutschen Autofahrer, Italien zu meiden, bis der Gerechtigkeit Genüge getan ist?
Hans Hauser, Stud.-Rat, Tübingen/N., Jakobgasse 26

Sie haben damit mutig ein Thema angefaßt, an das andere Illustrierten anscheinend nicht rühren wollen. Wir währen dankbar, wenn Sie auf diese Weise fortfahren wollten, den Gefangenen im westalliierten Gewahrsam zu helfen und dabei auch das Schicksal des Deutschen Herbert Kappler aus Stuttgart herausstellten.
Verband der Heimkehrer, K. Supper, Erster Landesvorsitzender, Stuttgart 13

Sie haben mit Ihrer Zeitung schon so viel für unsere ehemaligen Kameraden getan, daß ich hiermit die Bitte ausspreche, noch mehr für Major Reder zu tun, denn eine alte Mutter wartet auf ihn, und er selbst hat bestimmt Sehnsucht nach der Heimat. Ich selbst war jahrelang Frontkämpfer und mußte mir in fremdem Land eine neue Heimat suchen.
Ludwig Stalter, Route de la Haute Voie, Libercourt/Pas de Calais



Alle 250 Meilen aufziehen ...

Ich wohnte ehemals in Eßlingen-Mettingen und arbeite jetzt als Werkzeugmacher im Ford Stamping Plant in Cleveland. Als ich von der Nachtschicht kam, bot sich mir auf dem Ford-Parkplatz dieses Bild. Haben die Leute nicht spaßige Einfälle? Der aus Sperrholz aufgeschraubte Spielzeugschlüssel am Heck trägt die Beschriftung: „Alle 250 Meilen aufziehen."
William Duerr, 4762 E. 88th Street, Cleveland, 25 Ohio, USA

Das kann jedem passieren:

Kinderlachen mit Löschkalk quittiert

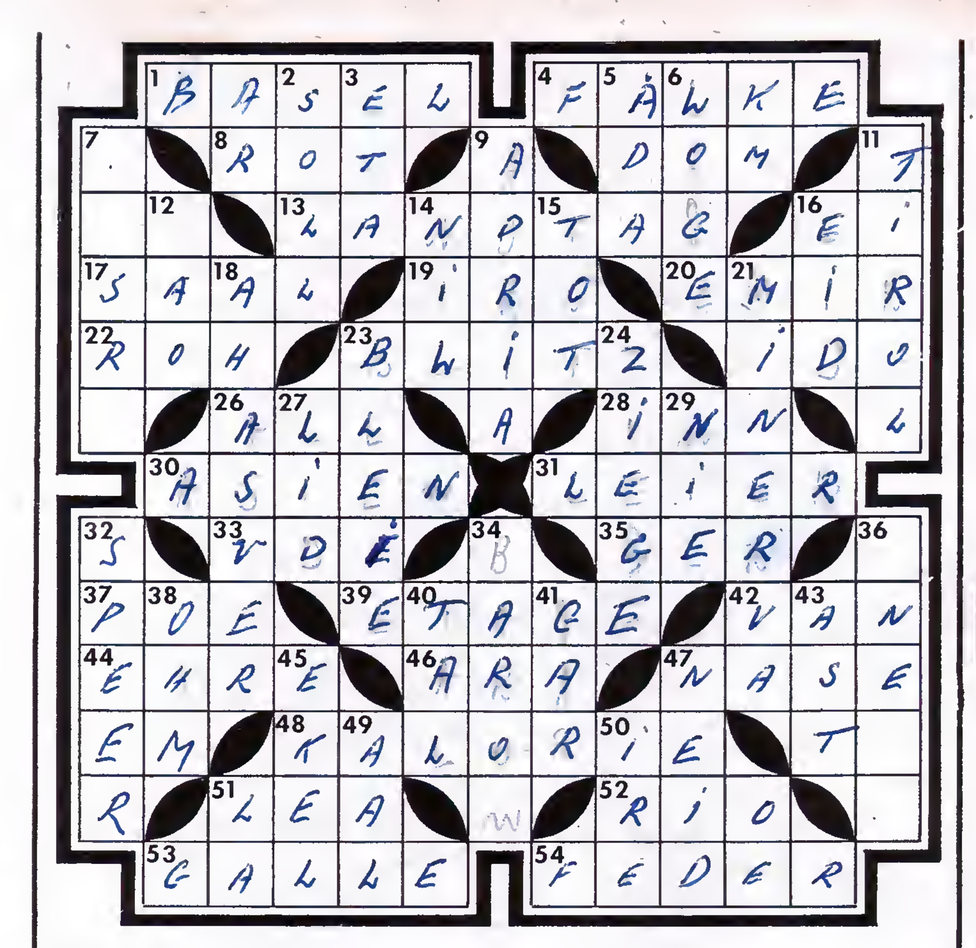
Schleimhautverletzung des rechten Auges. Einbüßung der Sehkraft bis zu 80 Prozent." Kurz und trocken sind ärztliche Berichte. Erbarmungslos sind manchmal die Hintergründe. Verzweiflung, Angst und bange Hoffnung auf seiten der Opfer, Leid und Tränen bei den Angehörigen. Das Ehepaar Dammel aus Köln-Dünnwald hat es erfahren müssen. Nach Monaten des Bangens nun die Gewißheit: Der ärztlichen Kunst waren Grenzen gesetzt. Der fünfjährige Heiner ist auf einem Auge blind. Blind, weil ein erwachsener Mann für ein kindliches Herz kein Verständnis zeigte ...

Es war an einem Spätnachmittag. Der kleine Heiner spielte auf dem Hof. Plötzlich entdeckte er in einem Nachbarhaus zwei ausgestemmte Löcher, die für einen Luftschacht bestimmt waren. Hinlaufen, den Kopf in eines der Löcher stecken und aus voller Kinderseele hineinlachen war eins.

Der Kraftfahrer Wilhelm P., dem die Wohnung hinter den Löchern gehörte, brauste auf. Und plötzlich erstarb das Kinderlachen. Es wurde abgelöst durch einen schmerzverzerrten Schrei. Heiner hatte die Augen voller Löschkalk. In seiner Wut hatte der Kraftfahrer das Kinderlachen mit einer Kelle Löschkalk quittiert.

Der Rohling mußte sich verantworten. Für seine Handlungsweise zeigte das Gericht kein Verständnis. Sechs Wochen Gefängnis war die eine Quittung. Die andere: Er wird alles bezahlen müssen, was dem Jungen durch seine Verletzung an Nachteilen entsteht. Jetzt und für alle Zukunft! Es spielt dabei keine Rolle, ob der Mann versichert ist oder nicht.

Denn keine Haftpflichtversicherung der Welt wird die finanziellen Folgen, die aus einer solchen grob fahrlässigen Tat entstehen, übernehmen. Wäre es nicht so, würden die Versicherer solche und ähnliche Grobheiten noch unterstützen. Das aber ist nicht der Sinn eines Versicherungsschutzes.



Waagerecht: 1. Stadt in der Schweiz, 4. Falkenvogel, 8. Farbe, 10. große Kirche, 13. Name der Volksvertretung, 17. großer Raum, 19. Abkürzung für eine internationale Flüchtlingsorganisation, 20. arabischer Fürstentitel, 22. ungekocht, 23. gewittrige Entladung, 25. eine Welthilfssprache, 26. das Universum, 28. Nebenfluß der Donau, 30. Erdteil, 31. Drehorgel, 33. Abkürzung für eine techn. wissenschaftl. Organisation, 35. germanische Wurfwaffe, 37. berühmter amerikanischer Dichter des 19. Jh.s, 39. Stockwerk, 42. von (niederländisch), 44. moralischer Begriff, 46. Papageienart, 47. Sinnesorgan, 48. Wärmeeinheit, 51. weibl. Gestalt aus der Bibel, 52. Gebirge in Marokko, 53. Absonderung der Leber, 54. Schreibgerät.

Senkrecht: 2. Belastung des Kontos, 3. griech. Buchstabe, 5. weibl. Vorname, 6. Theaterlaube, 7. Hafenstadt im Irak, 9. Teil des Mittelmeers, 11. Landesteil von Österreich, 12. der Ursprung des Alls in der chinesischen Philosophie, 14. afrikan. Strom, 15. gestorben, 16. Schwur, 18. symbol. Legendengestalt, „der Rastlose", 21. römische Weisheitsgöttin, 23. Fischart, 24. Haustier, 27. Teil des Auges, 29. zu keinem Zeitpunkt, 32. Sportgerät, 34. Freiherr, 36. kristalliner Schiefer, 38. Einheit des elektrischen Widerstandes, 40. Bergeinschnitt, 41. gekocht, 43. Teil des Baumes, 45. Widerwille, 47. Mißgunst, 49. Fisch, 50. Europäer.

Auflösung der Rätsel aus Heft 41/57

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Roster, 5. Patina, 8. Maler, 9. Ara, 10. Arena, 12. et, 15. Nat, 18. San, 21. Nebel, 23. Run, 25. Serie, 27. Element, 28. genau, 30. Emu, 31. Essen, 34. Ama, 36. ara, 37. re, 38. Ar, 39. Rb, 41. ab, 42. er, 44. Danau, 46. Alb, 47. Agent, 49. Maurer, 50. Orient. – Senkrecht: 1. Ra, 2. Alm, 3. Seine, 4. Rat, 5. Pan, 6. Irene, 7. NEM, 8. Mohn, 11. Auge, 12. et, 13. As, 14. Leder, 16. Oleum, 17. Summe, 19. Aster, 20. Einer, 22. Ban, 23. ree, 24. neu, 26. Ras, 28. Gold, 29. Aarau, 32. Saege, 33. nett, 35. Ar, 36. Ob, 38. Ana, 40. Bar, 41. Aba, 43. Ren, 45. Ur, 47. Ai, 48. NT. – **Silbenrätsel:** 1. Worthe, 2. Elaborat, 3. Rimini, 4. Darius, 5. Inventur, 6. Eiderente, 7. Benediktiner, 8. Entzündung, 9. Dozent, 10. Überhalung, 11. Rosmarin, 12. Famulus, 13. Nelson, 14. Island, 15. Sibylle, 16. Schemen, 17. Engelberg, 18. Vulgata, 19. Eisenvitriol, 20. Reizker, 21. Marmor, 22. Etrusker, 23. Heinkel, 24. Rheinhessen, 25. Tamburin, 26. Dolmetscher. – **Zahlen und Buchstaben:** Manchester, Steiermark, Stellmacher, Bienenblume, Nesselwang, Donnerstag, Werbellinsee, Andamanen, Nagelfeile, Bettelstudent, Kinderwagen, Nachtigall. – Man sei erst liebenswert, wenn man geliebt sein will.

Auflösung Suchbild-Toto Heft 38

A 2, A 4, B 3, C 2, D 3, D 4

Es gewannen: 1. Preis: Ein GLOBUS vom Fackelverlag im Wert von 98 Mark: Max Bahner, Karlsruhe, Parkring 2/4. – 2.–21. Preis: Je eine Kosmetikpackung: Gertrud Peter, Urfeld am Walchensee, Haus 11; Inge Ostländer, Köln-Klettenberg, Erpeler Straße 26; Dr. Clara Walfes, Hameln/W., Ruschenbrücke 5; Otto Ritsch, Berlin-Spandau, Schönwalder Str. 105a; Herbert Schmidt, Schüler, Hinter-Todtmoos, Krs. Säckingen; Waldemar Kowalski, Hannover, Havemannstraße 12; Catharina Klute, Nufringen, Stuttgarter Str. 25; Irma Paster, München 9, Mariahilfplatz 20/I; Mathilde Kaufmann, Stuttgart-W., Markelstraße 13; Heinz Gugelmann, Winterthur-Zürich, Endlikerstr. 2 (Schweiz); Heinz Krauße, Darmstadt, Dieburger Str. 257 (Oberwaldhaus); D. Geuchat, Dortmund-Derne, Müserstr 24a; Edith Valkening, Minden/W., Blumenstraße 6; E. auf'm Kampe, Bad Salzuflen, Gröchteweg 42; Wilhelmine Heuer, Lauenburg/Elbe, Elbstr. 129; Martin Jordan, Erlangen, Jordanweg 5; Fr. A. Harnischmacher, Düsseldorf, Linienstr. 4/II; Oscar Dupuis, Bergisch-Gladbach, Hans-Böckler-Str. 29; Ingrid Büttner, Pirmasens, Zweibrücker Str. 1; Hanna Grütz, Bonn, Poppelsdorfer Allee 65/I.





Erscheint wöchentlich im Verlag Jllustrierte Presse G.m.b.H., Stuttgart, Forststraße 131

Verlagsgemeinschaft mit „abz"-Verlag G.m.b.H., Düsseldorf, Charlottenstraße 80

Anschrift von Verlag und Redaktion: Stuttgart 1, Forststraße 131, Postfach 688, Telefon: 6 80 58/59 und 6 72 15, Telegrammadresse: Illupreß. Fernschreiber 072 2244. Postscheck: Stuttgart 7560. Bank: Stuttgarter Bank, Stuttgart 46172. Verlagsdirektor: Dr. Rolf Kummer

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Werner Fach.

Redaktion: Lutz Böhme, Walter Remus, Arthur M. Schiersch, Oscar Stammler.

Korrespondenten in Hamburg: Georg Würtz. London: Bridget Blundell und Paul Elmer. Paris: W. Rychkow. New York: Walter A. Kohl. Rom: Nino Serafini.

Anzeigenleiter: Walter Schwarz, z. Z. gilt Anzeigentarif Nr. 11a vom 1. 6. 1957. In Österreich für die Herausgabe und die Auslieferung verantwortlich Hermann Waldbour, Wien VI; Salzburg 1. – Bei Störungen infolge höherer Gewalt sind Ersatzansprüche ausgeschlossen. – Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen, bei Briefen an die Redaktion wird das Recht zur auch auszugsweisen Veröffentlichung vorausgesetzt. – Die DEUTSCHE JLLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher, widerruflicher Genehmigung in Lesemappen geführt werden. Monatlicher Bezugspreis durch die Post DM 2,– zuzüglich 9 Pf Zustellgebühr. Rotationskupfertiefdruck L. Schwann, Düsseldorf. Gerichtsstand Stuttgart. Printed in Germany.

Ihre Sternstunde



***Kapitän Eggers**, geb. 21. 7. 1909, hat wegen Krankheit die Unglücksfahrt seines Schiffes „Pamir" nicht mitgemacht. Die nahe Zukunft wird aber auch ihn vor problematische Geschehnisse stellen; wird ihm in anderer Hinsicht harten Kampf ansagen. Doch gewohnt, daß ihm nichts erspart bleibt, und geübt im Meistern selbst aussichtsloser Situationen, wird er sich 1958 durch besondere Leistungen einen besonderen Namen gemacht haben.*

Vom 24. bis 30. Oktober

WIDDER (21. März bis 20. April)



Charlie Chaplin 16. 4. 1889

Ein beruflicher Problem. Nicht gering, zugegeben, aber zu meistern. Nicht jeder wird das Ziel erreichen: diejenigen nämlich nicht, die größere Mühen scheuen. Hand aufs Herz: Wollen Sie? Keine Angst, der Erfolg ist schließlich beachtlicher, als Sie denken. Und damit wäre dann auch eine private, besser gesagt, eine intime Herzensangelegenheit zu legalisieren.

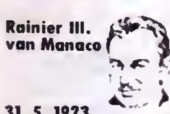
STIER (21. April bis 21. Mai)



Elizabeth II. 21. 4. 1926

„Sich selbst in der Hand haben" – diese gewisse Selbstbeherrschung bis zum Äußersten, die sogar unseren Todfeinden noch Achtung abringt, ist es jetzt, die Sie die letzte Sprosse auf der Leiter des Erfolgs erklimmen läßt. Sie sind dann „oben", freilich – aber es ist nicht so einfach, auch oben zu bleiben. Sie wissen, die Neider ... Sie werden Ihnen schwer zu schaffen machen.

ZWILLINGE (22. Mai bis 21. Juni)



Rainier III. von Monaco 31. 5. 1923

Den kleinen Mißlichkeiten gegenüber lächelt man höchstens, schöpft daraus Erfahrungen, erweitert seine Ansichten, aber verliert nie die Ruhe. Letzteres sei diese Woche Ihr Leitmotiv! Sowohl im geschäftlichen als im persönlichen Besuch. Und wenn Sie's fertigbringen – nun, unverhofft kommt oft – mehr sei nicht verraten!

KREBS (22. Juni bis 22. Juli)



Gina Lollobrigida 4. 7. 1927

Achten Sie in diesen Tagen auf Ihre innere Stimme. Sie wird Ihnen zur rechten Zeit sagen: Tu' das; laß dies; brich das Gespräch ab; lächle; verrate deine tatsächlichen Gefühle nicht; hab' keine unnötigen Hemmungen; und vieles andere mehr. Ihr Instinkt entscheidet momentan am besten, mehr als Verstand und Vorurteile es könnten.

LÖWE (23. Juli bis 23. August)



Hans Günther Winkler 24. 7. 1926

Für die Löwe-Dame: Pflegen Sie Ihre eigene Note, Ihre Stärken, Ihre Talente aber verfallen Sie nicht ins Extrem. Sie verscherzen sich so Sympathien, mehr, als es für Sie gut ist. Und der Löwe-Mann? Er sonnt sich zuviel im Glorienschein seiner Verdienste. Es wär schade, wenn ihm die erfolgreichste Zeitspanne seines Lebens dabei durch die Finger schlüpfte.

JUNGFRAU (24. August bis 23. September)



Sophia Loren 20. 9. 1934

Nicht die soundsovielstelligen Zahlen sind ausschlaggebend für den Wert Ihrer Erfolge. Achten Sie jetzt mehr auf Dauerhaftigkeit, die sich bis zu einem gewissen Grade wohl abschätzen läßt. Es ist zu leicht möglich, daß man Sie nämlich nur „ködern" möchte. Als Aushängeschild im Beruf und um Sie im Persönlichen auszunützen! Das haben Sie nicht nötig!

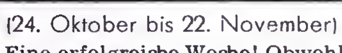
WAAGE (24. September bis 23. Oktober)



Juan Manuel Fangio 24. 9. 1911

Vorsichtig sein in der Auswahl Ihrer Freunde! Bei Erzählungen von Klatschgeschichten, bei allen intimen, persönlichen Angelegenheiten überhaupt. Kurzum: Diskretion! Selbst Hochmütigsein kommt Ihnen zugute. Geschäftlich geht alles nach Ihrem Wunsch. Privat hat das Tauziehen in Ihren Herzkammern noch keineswegs nachgelassen!

SKORPION (24. Oktober bis 22. November)



Barbara Rütting 21. 11. 1927

Eine erfolgreiche Woche! Obwohl geschäftlich Ihre Gegenspieler tun, was sie können, obwohl eine längst vergessene Streitsache wiederauflebt, obwohl der Dienstag ein wichtiges Vorhaben zerschlägt, obwohl ..., obwohl ... Das Wochenende zeigt die Bilanz: Erfolg auf der ganzen Linie. Sogar eine Herzensangelegenheit mit vielen Problemen wendet sich zum Guten.

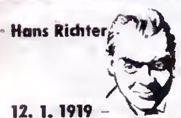
SCHÜTZE (23. November bis 21. Dezember)



Curd Jürgens 13. 12. 1915

Es mag Gründe geben, die Wahrheit nur mäßig zu lieben. Im Augenblick jedenfalls ist Schwindeln oder Mogeln, wie sich das nennt, bestimmt Ihr Ruin. Ein gefährliches Experiment bleibt deshalb auch jeder Versuch, geschäftlich auf Umwegen oder durch Hintertürchen zum Ziel zu gelangen. Diese eine Woche jedenfalls beachten Sie diese Spielregel, wenn's geht, ganz genau!

STEINBOCK (22. Dezember bis 20. Januar)



Hans Richter 12. 1. 1919

Nicht nörgeln, jammern, sich dem Weltschmerz überlassen. Das langweilt, und Sie schlagen damit die letzten Chancen, die Ihnen verbleiben, womöglich noch in die Flucht. Mit ein bißchen Routine sind Tage voller Depression und kleiner Fehlschläge am sichersten zu überwinden. Meistern Sie die Situation! Das flößt Respekt ein, Bewunderung und Verehrung – und daraus wird oft Liebe.

WASSERMANN (21. Januar bis 20. Februar)



Maria Lanza 13. 1. 1921

Wo Routine und Gefühl für das Notwendige Hand in Hand gehen, sind Ratschläge überholt. Dem Wassermann steht die Welt offen. Er wird im Beruf seinen Ehrgeiz befriedigen und privat ebenso sein Ziel erreichen. Sie genießt den Erfolg, kämpft aber um ihr privates Glück. Haben Sie die kapriziöse Seite Ihres Wesens nicht ein bißchen vernachlässigt?

FISCHE (21. Februar bis 20. März)



Carnell Barchers 16. 3. 1925

Die Fische-Geborenen stehen vor schwerwiegenden Entscheidungen. Beruflich, privat, finanziell! Die innere Sicherheit entscheidet. Wer erst schwankt, überlasse das Risiko anderen. Er bleibe innerhalb des selbstgezogenen Kreises. Nur wer sich wirklich gewachsen fühlt, auch möglichen Unannehmlichkeiten gegenüber, packe das Schicksal bei den Hörnern!

Hollywoods neueste Star-Venus, Jayne Mansfield, kam zum Start ihres Films „Sirene in Blond“ extra nach Deutschland. In Frankfurt schlugen sich Autogrammjäger um ihre Unterschrift.

Wasserstoff-blonde Bombe



In meinen vier Wänden fühle ich mich am wohlsten!“ verkündete Jayne, als sie sich von anstrengendem Premierenempfang erholte.



Auf großem Fuß *zu leben hat sich Jayne Mansfield erst vor kurzem angewöhnt: Die Garderobe, die sie mitbrachte, war über 100 000 Mark wert. Als sie 1954 erstmals ihr Glück in Hollywood versuchte, mußte sie als Studentenfrau noch mit 100 Dollar Wirtschaftsgeld im Monat auskommen.*

Hollywoods neue Barock-Sirene erobert im Blitzfeldzug die bisherige Bastion von Sophia und Lollo: Europa

Über London und Paris kam „Hollywoods aufregendste Frau", die 24jährige Jayne Mansfield, zu uns nach Deutschland. Ihre Maße (Oberweite 101, Taille 46 und Hüften 89 Zentimeter) haben sie in Amerika über Nacht zu einem der meistverdienenden Filmstars mit Sieben-Jahres-Vertrag bei der „Fox" werden lassen. Sie soll außerdem sogar eine vielversprechende Schauspielerin sein.

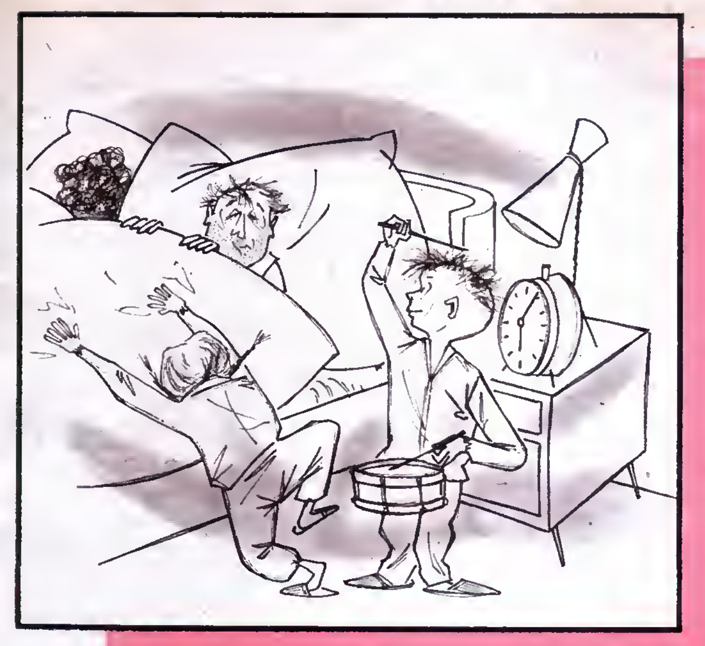


Nur roten Sekt – *etwas anderes trinkt Marylin Monroes Nachfolgerin nicht. In eine kostbare Hermelinstola gehüllt, gab sie Reportern der Weltpresse bereitwillig Auskunft über ihr Privatleben: „Ich liebe Mickey Hargitay", gestand sie. Mickey war einmal „Mr. Amerika", ein Hüne mit 142 Zentimeter Schulterbreite.*

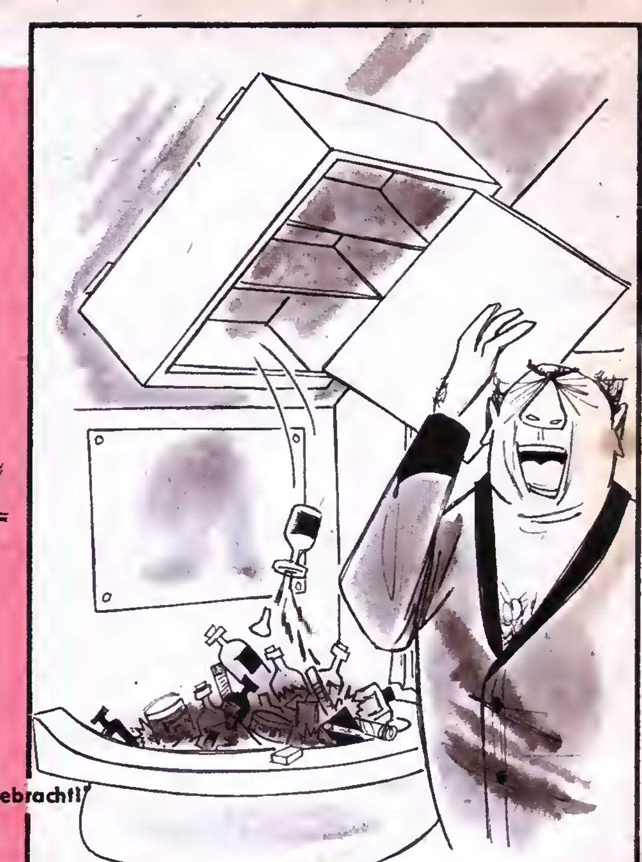
Erklärter Liebling ist ihr niedlicher kleiner weißer Pudel, den sie „Puderquaste" nennt.

Unser Zeichner Klaus Pause stöhnt:

Ja – das ist mein Sonntags-Vergnügen



„Hurra – Vati, heute kannst du länger schlafen – heut' ist Sonntag!"

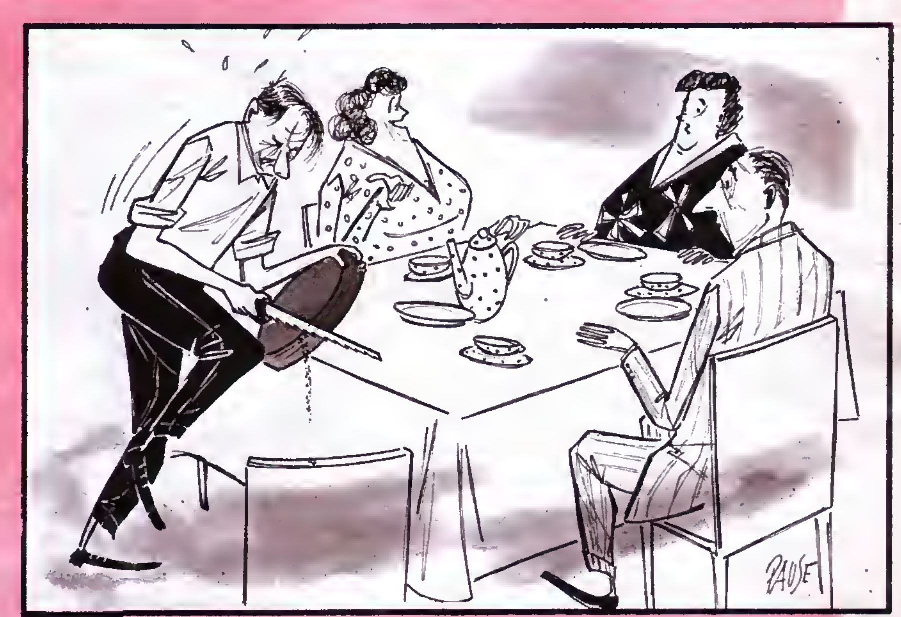




„Wer hat den Wandschrank so idiotisch angebracht!"



„Was heißt hier Dreck! – Sei froh, wenn ich sonntags etwas Ordnung in den Haushalt bringe!"



„Den Sonntagskuchen hat diesmal Reinhold gebacken!"



„Immanuel möchte sonntags seine Gemütlichkeit haben!"

Auslandspreise: Europa: Belgien bfrs. 7.–, Dänemark dkr. 1.25, England/Irland sh 1/3, Finnland Fmk. 60.–, Holland hfl. 0.60, Italien Lir. 100.–, Luxemburg bfrs. 7.–, Österreich öS. 4.–, Spanien Pts. 12.–, Schweden skr. 0.85, Schweiz sfrs. 0.60. Übriges Ausland: Ägypten PT. 7.–, Australien austr. sh 1/9, Canada can. $ 0.25, Guatemala Q 0.20, Süd- und Südwest-Afrika sh 1/6, Türkei türk. Lt. 0.60, USA US $ 0.25, Mexico mex. $ 2.25, Uruguay urug. $ 0.65, Peru S/o. 3.50, Libyen Pts. 7.50, Libanon Ps. 75.–.